10. HEFT. 4. MAERZ. 1909

Die elsässische Frage.

Eine Schlußbetrachtung.

Von

Otto Flake.

I.

Die Droschkenkutscher in Straßburg würden demnächst schon die elsässische „Frage" untereinander ausfechten, meinte neulich ein Kritiker eines meiner Beiträge zur elsässischen Literatur: offenbar war es ihm der Aufsätze, Vorträge und Broschüren zu diesem Thema ein wenig zu viel geworden.

Aber es hat sich — und das ist nicht uninteressant — gezeigt, daß solche theoretische Behandlung eines Problems nicht immer nutzlos zu sein braucht, die elsässische Frage wenigstens ist durch sie erstens definitiv, zweitens in ihrem augenblicklichen Entwicklungsstadium festgehalten und drittens sogar der endgültigen (und endlichen!) Lösung nahegerückt worden. Ja, es darf sogar die Behauptung gewagt werden, daß sie im Grunde schon g e l ö s t i s t, dadurch, daß die beiden Gegner der Auffassung, die Elsässer und die Deutschen, den entschiedenen Weg zur Versöhnung einzuschlagen beginnen, der auf beiden Seiten eine außerordentliche E i n l e n k u n g bedeutet, am stärksten auf deutscher Seite, von beiden gleich ehrlich. Wie einfach sind im Grunde alle Fragen des Lebens und wie schwer der Weg zu dieser Klarheit!

Die altdeutschen Beurteiler haben mehr als fünfunddreißig Jahre dazu gebraucht. Es gab für sie keine Frage, deren Anerkennung immer das Verständnis für die Selb-

ständigkeit des Gegners bedeutet. Im Elsässer aber sah man nichts Eigenartiges, keinen Menschen von anderen Voraussetzungen, Neigungen und Zielen, sondern — ja, was sollte man in ihm eigentlich sehen? Etwas wie ein Rätsel, einen Querkopf, einen verstockten Protestler, der wider bessere Erkenntnis den Übertritt zum neuen Dogma verweigerte. Und der doch zuletzt des gleichen alten Glaubens, oder (um nicht den Irrtum aufkommen zu lassen, das sei eine religiöse Anspielung) der des gleichen alten Blutes, der gleichen deutschen Abstammung war. Der Elsässer war doch in der Tat nur mit den früheren Brüdern wiedervereinigt worden; er mußte also die Befreier mit offenen Armen begrüßen; daß er es nicht tat, darüber waren die Herren am Stammtisch sämtlich einig, war nur aus — freilich echt alemannischem — Trotz erklärlich. Auch heute meinen das die Stammtische immer noch, indessen ein paar offene Köpfe, die ins Leben geblickt und lange genug im Lande gelebt hatten, um mit eigenen Augen sehen zu lernen, den Trugschluß in jener anscheinend so logischen Überlegung „von welschem Höllenjoche deutschen Blutes" erkannten und eingestanden.

Die ursprüngliche Stammverwandtschaft mit dem Deutschland rechts des Rheines ist nicht zu leugnen (das wäre Wahnsinn), aber an sich bedeutet sie noch nicht zu viel. Es passiert auch im Familienleben, daß ein Glied sich in entscheidenden Jahren loslöst, seine eigenen Wege geht, die bestimmenden Abenteuer seines Blutes erlebt und eines Tages dann mit den alten Angehörigen nur zusammentrifft, um die völlige Entfremdung festzustellen. Auch die Schweiz und die Niederlande haben sich dem Reich entfremdet und sind eigene Wege gegangen; früher als das Elsaß; aber auch damals, als dieses, von der unter sich so uneinigen Familie schlecht behütet, die französische Zwangsadoption noch als die endliche Gewähr der so notwendigen ruhigen Entwicklung begrüßen mußte, handelte es sich um e n t s c h e i d e n d e J a h r e.

Europa war gerade im Begriff, sich endgültig zu nationalen Staaten zusammenzuschließen oder, wenn man will, zu trennen, und diese Staaten wiederum, geschlossene Kulturen auszubilden, d. h. jene spezifische Eigenart, die sämtliche Betätigungen eines Volkes, vom Essen und Trinken angefangen, bestimmt: Geselligkeit, Stellung zum Nächsten, Schwere oder Leichtigkeit des Blutes, die Auffassung des alltäglichen Lebens gehören dazu so gut wie die höchsten Ideen, Moral und Kunst. Solange ein Volk diesen Grad noch nicht erreicht hat, ist es noch keine Nation, kein Volk im tieferen Sinne; solange also gibt es auch kein Merkmal der Zugehörigkeit zu ihm. Man beachte nur, daß das Elsaß vom Reich getrennt wurde, bevor sich der Begriff einer deutschen Kultur, den wir ja erst hundert Jahre später entstehen sehen, verdichtete. Das ausgehende Mittelalter, d. h. eine Zeit, in der das Elsaß rein deutsch gewesen war, hatte zwar die ersten Grundlagen einer nationalen Kultur gezeitigt, aber dieser Prozeß wurde bei uns seit und infolge der Glaubensspaltung abgebrochen.

Frankreich dagegen gelang zur Zeit der Angliederung des Elsasses eine Aufgabe, die seit Beginn der Geschichte erst einmal dem Hellenismus gelungen war: eben jene

durchgehende Kontrolle aller natürlichen Zustände durch ein von Menschen erfundenes Prinzip, das wir Kultur nennen, der einheitliche Geist, der begrenzt ist, aber eben in dieser Begrenzung seine Voraussetzung hat. Auch die höfische Kultur Frankreichs war einseitig, aber sie war geschlossen, zu Ende gedacht, radikal und bedeutete die weiteste Entfernung des Menschen von der trivialen Barbarei, also einen Sieg der zielbewußten Idee. Dasselbe Frankreich aber war glücklich genug beanlagt, diese Kultur in dem Agenblick, als sie nichts mehr zu verwirklichen hatte, fallen zu lassen und, aus ihr nur eines für immer mit sich nehmend, die geschmackvolle Höflichkeit im Verkehr unter Menschen, mit fröhlichem Selbstvertrauens an eine den neuen Verhältnissen angepaßte Umwandlung heranzugehen: die Revolution wurde römisch antik, das 19. Jahrhundert aber modern; Frankreich bildete zuerst den Begriff der reichen Bourgeoisie aus, die zuerst liberal, dann demokratisch war, immer jeder Nuance des Zeitgeistes angepaßt. (Die gleiche Fähigkeit bewies der französische Geist in der modernen Kunst, im Roman und in der Malerei.)

An ein solch kulturfähiges Land nun wurde das Elsaß angegliedert. Bis zur Revolution war im Grunde jedoch bei den großen Massen wenig von der Einwirkung des neuen Geistes zu spüren; dazu lag die Provinz zu weit von dem Sitz dieser zentralisierten Kultur entfernt. Die Verschmelzung vollzog sich in der Revolution, die in den Provinzen nicht viel weniger mit Leib und Seele ausgefochten wurde, als in Paris, und die im Elsaß eines bewirkte: das völlige, aber auch völlige Vergessen der Vergangenheit und das Gefühl, mit einer Nation, einem größeren „Ganzen" gemeinsam eine der ungewöhnlichsten, folgenschwersten Epochen, eben ein Stück Weltgeschichte erlebt zu haben. Große Erlebnisse verbinden. Aus dieser Zeit rührt die auffällige Tatsache her, daß die Elsässer ihre eigene Geschichte nicht mehr kennen, daß ihnen — von dem Häufchen Protestanten abgesehen — Reformation und Humanismus keine lebende Vergangenheit bedeuten, daß Geiler, Sebastian Brant, Jakob Sturm kaum mehr als Namen sind; dagegen bedenke man, wie die Landsknechtszeit, Götz, Till Eulenspiegel, der Doktor Faust von der Phantasie des deutschen Volkes Besitz ergriffen haben.

Die erste Phantasiebildung aber seit der Okkupation vollzog sich in der elsässischen Seele — und das heißt weiter nichts, als daß diese sich zur Befruchtung öffnete — unter dem Kanonendonner der Napoleonischen Schlachten, den Adlern seiner jungen Kohorten, dem triumphierenden Anbrausen der Marseillaise. Der (altdeutsche) Schriftsteller Karl Gruber hat diesen bestimmenden Einfluß der Napoleonischen Ära erkannt und in seinem instruktiven Sammelband *) ausgezeichnet dargestellt: „Der anfangs uferlosen enthusiastischen Volksstimmung schafft das Kaisertum eine organische Vorstellungswelt, halb Realität, halb Symbol und Legende, aber eben durchaus militärischen Gepräges: die Welt der nationalen Gloire. Diese ersetzt und beseitigt endlich die mittelalterlich-elsässische Gedankenwelt. Nach anderthalb Jahr-

*) Karl Gruber: „Zeitgenössische Dichtung im Elsaß". Straßburg, Ludolf Beust, 1905.

hunderten verwischter Individualität spielt der Stamm, und zwar durch eine persönlichste Stammestugend wieder in der Staatengeschichte mit. Das wirkt wie nationale Neugeburt. . . Man war nationalfranzösisch geworden, als die Befreiungskriege einsetzten." Damals eröffnete sich den Elsässern das Verständnis für die französische „Gloire", die man meiner Ansicht nach bei uns nicht ernst, geradezu nicht tief genug nimmt — man muß dichterisch empfänglich sein, um sich zu Friedenszeiten ihr Wesen aus Andeutungen rekonstruieren zu können. Die Deutschen glaubten gerade diesem Gegner die Herzen streitig machen zu können und, selber Sieger in einem beispiellos prägnant geführten Feldzug und Inhaber des gewaltigsten stehenden Heeres, ruhig an eben die tiefeingesessene Kriegsfreude der Alemannen appellieren zu dürfen. Aber die deutsche Armee kennt nicht, was dem Gloirebegriff der französischen entspräche. Der Deutsche ist gern Soldat, aber er vergißt gleichwohl nie die Vorstellung der Pflicht, die sein germanisches Wesen zwar völlig durchdringt, aber auch alles, was spontan heißt, gleichsam lähmt.

Wohlverstanden soll damit nur die Tatsache umschrieben werden, daß es dem Deutschen, auch in seinem Soldatenleben, nicht gegeben ist, einen freimütig-zwanglosen Geist der Allgemeinheit hervorzurufen, derart, daß auch der Geringste sich als notwendiges Glied des Ganzen fühlt, von dem er auch Anerkennung erwarten darf. Die Herzen werden selten entflammt, der Rausch, die Legende reißt sie nicht mit, es sind eben Germanen, die ihr Heer auf dem etwas starren Treuverhältnis der Geführten zu den Führern aufbauen. Es gibt keinen charakteristischeren Unterschied, als den zwischen dem deutschen Untertanen und dem elsässischen. Jener fühlt sich vor allem als Stütze von Thron und Altar, immer noch zum absoluten Gehorsam bereit, wie er ja oft genug als (selbstverständliches) Mitglied seines Kriegervereins das Strammstehen weiter übt — dieser lebt, jedem Abstraktum fern, mit seiner Erinnerung in den Zeiten, in denen er jung und „hitzig" war, so wie alte Leute in ihrer Vergangenheit leben: mit dem Herzen und dem ein wenig wehmütigen Verständnis menschlicher Dinge. Sie sterben freilich aus, die alten Soldaten, die in der Mittagssonne auf dem Kleberplatz in Straßburg sitzend, an die Kriegsabenteuer des dritten Napoleon zurückdenken, dessen Käppi und Knebelbart den Kopf ihrer Pfeife verzieren. Die Gloire, das ist das lyrische Verhältnis, das der einzelne seiner verschwindenden Unbedeutendheit zum Trotz zu den Angelegenheiten der großen Welt hat, die deutsche Mannhaftigkeit ist, selbst wenn sie nicht nur das Draufloshauen der Urahnen bedeutet, das Verhältnis des einzelnen zu einer sittlichen Idee (Befreiungskriege!). Die Lyrik, die Romantik aber werben, die Sittlichkeit bleibt immer auf den Kreis ihrer Angehörigen beschränkt, sie muß sich zu gewöhnlichen Zeiten bescheiden.

Auch die Demokratisierung der französischen Armee hängt von dem Gloirebegriff ab, wie dieser von ihr, und die alemannischen Herzen flogen ihr nicht zum wenigsten darum zu, weil es Söhne des Volkes waren, die als Marschälle und Generäle den Ruhm des

elsässischen Namens an die Trikolore hefteten; man glaube nicht, daß heute die breiteren Schichten des elsässischen Volkes es vergessen haben, daß seine Söhne es im deutschen Heere zu namenlosen Feldwebeln bringen, während ihnen drüben die Republik, weniger aus theoretischem Fortschritt, als aus wärmerer Anerkennung der Menschenrechte die ganze Laufbahn öffnet.

Das Resultat der revolutionären und der napoleonischen Ära war die Bereitwilligkeit des Elsässers, auch da Franzose zu werden, wo er es noch nicht war, im Äußern, in der Sprache, im Benehmen, im Geschmack, kurz in dem, was wir zusammenfassend den Lebensstil nennen können, die Gemeinschaft der ästethischen und sozialen Anschauungen. Was Frankreich hier zu bieten hatte, weil es durch eine zu Ende gedachte Kultur hindurchgegangen war, haben wir gesehen. Die Führung bei dieser Gallisierung übernehmen die oberen Schichten des elsässischen Volkes, die nun, mit Beginn des neuen industriellen Zeitalters, sich analog zu der Bourgeoisie des französischen Bürgerkönigtums zu bilden begannen. Das an natürlichen Schätzen und Hilfsmitteln reiche Elsaß war einer der frühesten Sitze des modernen Gewerbfleißes, dessen Fabriken in seinen Tälern Wasserkräfte, bequeme Beförderungswege und billige Arbeitshände fanden.

Diese oberen Schichten, die Fabrikanten, Richter, Deputierten, Notare, Ärzte gingen also restlos zum französischen Lebensstile über. In ihm fand ihr von dem wachsenden Reichtum erzeugtes Bedürfnis nach einer kultivierteren Lebensweise seine Erfüllung. Von einer gewissen sozialen Stufe an legt überall das Volk seine wohl von den Vätern ererbte, aber immer auch derbere Sprache ab, indem es zu einer Redeweise greift, der man gern das Präfix hoch voransetzt. Auch bei uns sprechen die gebildeten Stände keinen Dialekt, sondern „Hochdeutsch", wenigstens ausnahmslos dann, wenn sie sich feiner, gemessener ausdrücken, d. h. benehmen wollen. Das Hochdeutsch des Elsässers aber — dessen Dialekt eben kräftig ist, aber derb klingt — wurde durch die Verkettung der Umstände — Französisch. Das ist kein Paradoxon, sondern reine Wahrheit. Wie sollte der Elsässer auch dazu kommen, Hochdeutsch zum Ideal der feineren Bildung zu machen? Er war ja völlig vom deutschen Leben abgeschnitten, in dem seit etwa 1750, also nach der Loslösung des Elsasses, sich erst eine (hochdeutsche) Kultur der oberen Stände zu bilden begann. Die Erlebnisse des Elsässers waren Revolution, Kaiserreich, Bürgertum, die des Deutschen Friedrich der Große, deutsche Klassik, Jena, Befreiungskriege, deutsche Frage — zwei Welten, von denen keine die andere berührte.

Aber lag darin, daß der französische Lebensstil, der der oberen Schichten wurde, nicht eine Beschränkung? Blieb der Kern der Bevölkerung nicht gut deutsch? Auch das ist nur scheinbare Logik, die durch die Erfahrung widerlegt wird. Bei einem weniger demokratisch gerichteten Stamm hätte dieser Gegensatz von oben und unten vielleicht Bedeutung gewinnen können. Nicht im Elsaß. Mit Absicht brauchte ich immer den Ausdruck obere Schichten, um ihren Zusammenhang mit den mittleren und unteren anzudeuten: einen oberen Stand kannte das vom Adel geradezu gänzlich entblößte Elsaß nicht. Der

Reichtum bestimmt die Unterschiede, aber er wurde in diesem Lande nie eigentlich zu einem so abstoßenden und zum Idol erhobenen principium divisionis wie anderwärts. Dazu wurzeln hier alle „Stände" zu gleichmäßig im gemeinsamen Mutterboden, der Scholle im Wortsinn. Keine Familie, die nicht Verwandte im Dorf hätte. Es gibt im Elsaß nicht den Gegensatz von Städtern und Landbewohnern. Jeder steht irgendwie mit einem Fleck des fruchtbaren Landes in der innigsten Beziehung, der des Besitzers und Bebauers. Eine vermögenslose vor allem grundbesitzlose Beamtenschaft wie in Deutschland ist absolut unbekannt: daher sie auch nicht sich von der Allgemeinheit absondern noch sich, Inzucht des Standesbegriffes treibend, durch einen verhängnisvollen Irrtum für etwas Höheres halten kann. Im Elsaß ist das Bauernblut gleichmäßig durch alle Adern verteilt.

Daraus ergibt sich aber, daß der französische Lebensstil, der bei den oberen Schichten Erfüllung wurde, bei den mittleren und unteren (im Grunde gibt es keine unteren Schichten, höchstens in den Fabrikorten ein leider wie anderswo auch entcharakterisiertes Proletariat) zum Ideal wurde. D. h. zu einem Teil, wie es für den deutschen Beamten etwa die „Bildung" seiner Kinder darstellt: zu einem erreichbaren Ziel. Der Drang nach aufwärts, der in jeder Masse sitzt, geht also hier gleichfalls dem französischen Lebensstil entgegen. Daher jene oft verspottete Erscheinung des mittleren Elsässers, der Deutsch und Französisch durcheinander brockt: er wartet nicht, bis er die Berechtigung erhält, sondern er nimmt soviel von ihr vorweg, als er kann. Solche Ideale aber sind außerordentlich zäh, weil sie mit den kräftigsten, eigentlichsten Trieben der menschlichen Kultur verwachsen, mit dem Selbstgefühl und dem Willen zur Entwicklung, weil sie, rein psychologisch betrachtet, eine Besessenheit des sich unzulänglich Fühlenden darstellen.

So standen die Dinge 1870. (Fortsetzung folgt.)

Das Problem des Reichtums.*)

Von

Andrew Carnegie.

II.

Wir wollen nun den Reichtum betrachten, den sich jemand durch geschäftliche Betätigung erwirbt, der nicht zum geringsten Teile das eigene Werk eines einzelnen ist. Nehmen wir einmal an: ein braver Farmer hat fünf Söhne. Der erste geht nach New York und sieht, daß Eisenbahnen nach allen Richtungen des Landes für die Zukunft dieser Weltstadt von höchster Bedeutung sind. Er wirft sich auf dieses Feld und spielt

*) Siehe Heft 9. Jahrgg. 1909.

bald eine wichtige Rolle auf dem Eisenbahnmarkt. In dem Maße, in dem die Bevölkerung des Landes wächst und die von New York in die Millionen geht, rechtfertigen diese Transportwege steigende Kapitalsinvestierungen. Er kalkuliert genau mit diesen Zahlen und stellt fest, daß die Aktienanteile sichere, Dividenden abwerfende Papiere zu werden versprechen, daß vielleicht jetzt schon Überschüsse über die Zinsen des investierten Kapitals erzielt werden, die, wenn sie nicht für notwendige Erweiterungen benötigt werden, als Dividenden ausgezahlt werden und die Aktien auf pari bringen könnten. Er strengt einen Kredit an, nimmt große Summen auf, kauft die niedrig stehenden Aktien und, getragen von einer Hochflut der Prosperität, verursacht durch den intensiven Handelsverkehr einer sich rasch entwickelnden Großstadt, wird er bald vielfacher Millionär, und auch jedes seiner Kinder wird bei seinem Tode Millionär. Bei einer Verschmelzung der verschiedenen kleineren Linien zu einem einzigen Eisenbahnsystem ist Raum gegeben für eine ungeheure Kapitalskonzentration und Gelegenheit für profitable Betätigungen auf verwandten Gebieten — aber all das ist abhängig von einer stetig steigenden Bevölkerung, die eben die höheren Werte schafft. Wenn wir auch dem Begründer dieses Vermögens eine hervorragende Begabung zuschreiben und zugeben müssen, daß er sich um seine Zeit und den Staat hervorragende Verdienste erworben hat, so steht doch ebenso fest, daß letzten Endes die Begründer seines Vermögens die blühenden Gemeinwesen längs der Bahnstrecken sind, zwischen denen die Bahn Handel und Verkehr vermittelt, die die Eisenbahnaktien zu guten Dividendenpapieren gemacht und ihnen einen über die Anlagekosten weit hinausgehenden Wert gegeben haben. An seinem Werke war die Nation ein stiller Teilhaber, der auch zu einem entsprechenden Anteil am Gewinn berechtigt ist.

Den zweiten Sohn verschlug das Schicksal nach Pittsburgh, gerade als man entdeckte, daß einige Kohlenfelder, die um Pittsburgh herum liegen, vorzüglich für den Hochofenbetrieb geeignet seien und daß eine andere leicht zu fördernde Kohlenader ausgezeichnete Schiffskohle liefere. Hochöfen von geringerer Größe waren vorhanden. Alles wies darauf hin, daß hier das zukünftige Zentrum der Eisenproduktion sein werde, wo man billigeren Stahl herstellen würde als an irgendeinem andern Platze der Welt. Die Aufmerksamkeit unseres Farmers lenkte sich naturgemäß auf dieses Gebiet. Er wurde das Werkzeug, der genius loci. Er brauchte seine Geisteskräfte nicht besonders anzustrengen, es lag ja alles in der Luft. Sein Verdienst bestand darin, daß er den unverrückbaren Glauben an die Zukunft dieser Gegend und des Stahls hatte, daß er und seine jungen Gefährten alles, was sie hatten — es war wenig genug — daransetzten, und daß sie vorsichtige Geldgeber dazu bewogen, ihnen größere Summen zur Verfügung zu stellen. Er und seine Partner bauten Hochöfen und Walzwerke, wurden schließlich Besitzer eines großen Konzerns, das jährlich Millionen über Millionen einbrachte. Er sah noch weiter. Er suchte andere Länder auf, studierte die dortigen Verhältnisse und kam zu dem Schlusse, daß große Vorräte von Rohmaterialien der Schlüssel zu dauernder Prosperität sind. Er

und seine Partner handelten danach, erwarben eine Reihe von Kohlenfeldern und Erzgruben und waren so auf viele Jahre hinaus im Besitze all der Rohmaterialien zur Erzeugung von Stahl und Eisen. Ihr Vorgehen war gesund, es war dazu aber kein besonderes Genie erforderlich, nur ein bißchen Intelligenz, Fleiß, Weitblick, Urteil und Augenaufmachen. Sie beschränkten sich nicht auf Kohlen und Eisen allein, sie sahen sich anderen Mineralien ringsum gegenüber, die sie zu wohlfeilen Preisen kauften, nur daß das Kind einen Namen hatte. Aus diesen Mineralien strömten dem Konzern große Gewinne zu — aber diese Mineralien hatten vordem der Allgemeinheit gehört, zu lächerlichen Preisen wurden die Besitztitel erworben. Ihre Spekulation wurde erst durch den Bedarf nach Eisen und Stahl profitabel, durch die wachsende Bevölkerung, die den neuen Kontinent besiedelte. Ohne volkreiche Städte und Dörfer wäre auch kein Milliardensegen auf sie herabgeregnet, jene waren gar wichtige Faktoren ihres Erfolges. Wer wollte also der Nation wehren, wenn sie ihren Anteil forderte an den Millionen beim Tode derer, die sie zusammengerafft?

Der dritte Bruder lenkte seine Schritte nach Chicago, und es lag für ihn am nächsten, daß er eine Beschäftigung in einem Fleischexporthaus suchte. Er machte sich dort bald unentbehrlich. Er brachte es dahin, daß er einen Anteil am Geschäftskonzern bekam, und da der Bedarf mit dem Steigen der Bevölkerung wuchs, erlangte auch er die Millionärskrone. Wäre Chicago und Amerika überhaupt so klein geblieben, wie es damals war, nimmer würde dieser Millionär geworden sein. Die Größe seines Geschäftszweiges basierte ganz und gar auf dem Bedarf der großen Masse, sie trieb die Gewinne in die Höhe und schuf das Riesenvermögen.

Der vierte, verleitet durch die Erzählungen von den Schätzen von Hocla und Calumet und anderen reichen Minen, siedelte sich in Montana an und hatte nach einigen Jahren harter Entbehrungen endlich Glück. Die große Nachfrage nach Kupfer und Silber hielt die Preise hoch, und so konnte er ungeheuere Summen aus einem Stück Land herausschlagen, für das er der Regierung einen lächerlich geringen Preis gezahlt hatte. Er hat seinen Reichtum nicht geschaffen, er holte ihn nur aus dem Boden heraus; erst die Bedürfnisse des Wirtschaftslebens haben den vordem wertlosen Steinen Wert gegeben. In diesem Falle besonders muß unser Gerechtigkeitsgefühl zugeben, daß der, der den Wert schuf, auch seinen Vorteil davon haben müsse.

Der fünfte hatte ein trauriges Lebensschicksal. Als junger Mann kam er nach New York, geriet unseligerweise in das Kontor eines Börsenmaklers und wurde bald in das Getriebe des Börsenlebens verstrickt, während seine gute Mutter allen ihren Bekannten erzählte, daß er sich „im Geschäft gut mache“. Von seinem kleinen Gehalte versuchte er zu spekulieren und hatte auch Glück. Die Ära des Steigens der Werte war gekommen, und er erwarb sich ein großes Vermögen, ohne daß er etwas dabei tat, denn der Börsenspekulant ist nur ein Schmarotzer des Geschäftslebens, er nährt sich von Werten, schafft aber keine neuen. Nach wenigen Jahren hatte ihn die Spielwut ganz

und gar erfaßt. Er ließ sich dazu verleiten, mit einem ganzen Ringe einen Korner zu schließen, und wie zu erwarten, mußte er die Erfahrung machen, daß Leute, die sich zusammenschließen, um anderen eine Falle zu legen, auch keinen Augenblick zögern, gelegentlich ihre Partner ebenso zu betrügen, sobald es für sie vorteilhaft ist und sie selber keine Bloßstellung zu befürchten haben. Er endete sein Leben durch eigene Hand. Sein Leben war für seine Brüder nur ein Beweggrund mehr, nie zu spielen. Ein Spekulant hinterläßt selten seinen Erben ein Millionenvermögen, es sei denn, daß der Tod ihn zufällig aus einer glücklichen Konstellation abruft. Und in diesem Falle sollte der Staat dieses auf unehrliche Weise erworbene Geld mit dem höchstmöglichen Steuerfuße belegen, mit einem höheren als auf unverdienten Wertzuwachs. Reichtum ist oft, man kann wohl sagen, fast immer ein Gnadengeschenk des ganzen Volkes; in diesem Falle aber demoralisiert er nur den Inhaber wie das Volk und drückt die ethischen Maßstäbe des Volkes auf ein niedrigeres Niveau herab, er ist gewonnen ohne irgendwelche Gegenleistung, ohne hinreichend begründeten Besitztitel und steht auf einer Stufe mit den Gewinnen am Spieltisch.

Es gibt eine Klasse von Millionären, die in einem höheren Grade als alle anderen ihr Vermögen als Eigentum zu besitzen berechtigt sind: die Erfinder. Graham Bell für sein Telephon, Edison für seine zahllosen Erfindungen, Westinghouse für seine Luftpumpe und so viele andere, die neue bisher unbekannte Verfahren entdeckten und ihr Vermögen daran setzten, waren es sich selbst schuldig, ein gut Teil der Anteilscheine der Gesellschaften, die gegründet wurden, um die neue Erfindung zu verbessern und sie in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, für sich in Anspruch zu nehmen. Der Reichtum des Erfinders hat seinen Ursprung in dem Erfindergehirn, deshalb gebührt dem Erfinder alle Ehre, er steht auf einer höheren Sprosse als die andern. Es mag zugegeben werden, daß die Führer unserer Industrie, unserer Eisenbahnen, Warenhäuser, Trusts oder anderer Geschäftszweige mehr oder weniger neue Wege auffinden mußten, und mit kaum einer Ausnahme läßt sich in ihrem Leben eine besondere Fähigkeit verfolgen, auf der ihr Erfolg beruhte. Das ist zweifellos richtig, doch die Erfindungen und neuen Verfahren waren das Werk anderer; so daß ihre ganze eigne Leistung sich nur auf die Einführung von neuen Organisations- und Geschäftsmethoden oder auf das Erfassen und Ausnutzen von Gelegenheiten beschränkte. Genau das haben die Erfinder auch getan, die Millionäre geworden sind, und außerdem haben sie selbst noch die Erfindung gemacht, so daß sie den Anspruch haben, mehr zu ernten als jene. Doch sie alle sind abhängig von einer Zunahme der Bevölkerung, von Massen, die die produzierten Artikel verlangen und brauchen, so daß auch der Reichtum des Erfinders im hohen Maße abhängig ist von der Gesamtheit der Bevölkerung, die sich der erzeugten Waren bedient. Und deshalb ist nicht recht ersichtlich, warum nicht beim Tode des Besitzers eines großen Reichtums aus solchen Quellen auch die Allgemeinheit, die ein sehr tätiger Teilhaber gewesen war, miterben sollte?

Ohne eine große und stetig wachsende Bevölkerung gibt es keinen großen Reichtum, und wo solcher auf ehrliche Weise entsteht, da ist die große Masse stets ein stiller Teilhaber. Wohl kann nicht bestritten werden, daß die großen Organisatoren, die Eisenbahnpräsidenten, Schiffsreeder, Industriellen, Großkaufleute oder Bankiers Ausnahmenaturen sind, daß auf ehrliche Weise in irgendeiner nutzbringenden Betätigung erworbene Millionen ein Beweis ungewöhnlicher Befähigung, von Urteilsvermögen und Arbeitskraft sind, ein Beweis dafür, daß die Betreffenden wertvolle Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind. Um keinen Preis der Welt sollte man solchen Männern unnötigerweise Hindernisse in den Weg legen oder Schranken errichten, solange sie leben und schaffen können. Im Grunde genommen können sie nur verhältnismäßig wenig für sich verbrauchen: der Geldverdiener ist im allgemeinen im Gegensatz zu seinen Erben, die gewöhnlich der jeunesse dorée angehören, mäßig, bescheiden und hat wenig vom Verschwender an sich. Der Millionär ist vielleicht diejenige Arbeitsbiene in dem Bienenstock der Industrie, die am wenigsten ausgibt, wenn man vergleicht, was ein solcher einnimmt und was er für sich verbraucht. All sein Kapital arbeitet an der Entwicklung des Landes, sucht wieder Geld zu erwerben, von dem ein gut Teil auf Arbeitslöhne aufgeht. Im Interesse der Allgemeinheit also sollte diese Arbeitsbiene nicht belästigt werden, so lange sie Honig einholt, aber ein großer Teil muß dann in die gemeinsame Schatzkammer fließen, wenn sie selber nicht mehr ist.

Jene, die keine Gelegenheit hatten, das Wirken des Reichtums in dem Weltgetriebe zu studieren, müssen sich naturgemäß einen falschen Begriff davon machen. Sie sehen nur die Besitzenden in ihren Palästen, umgeben von jeglichem Luxus, sehen nur die prächtigen Wagen durch den Park jagen, lesen von ihren prunkenden Festlichkeiten, ihrem schwelgerischen Leben und ihrer unmäßigen Verschwendung, von Spiel und Wetten — und es ist für jene, die um des Lebens Notdurft zu ringen haben, schwer ruhig dabei zu bleiben. Ich will diese traurigen Kontraste nicht vertuschen und will auch kein Wort zu ihrer Verteidigung anführen — sie sind die traurigsten und beklagenswertesten Dissonanzen, die das Leben überhaupt aufweist, aber wenn wir die Tätigkeit des Reichtums als Ganzes nehmen, so zeigt sich gar bald, daß diese Extravaganzen nur einen ganz kleinen Teil des ganzen Reichtums verschlingen. Die Kapitalien des Millionärs liegen alle fest und müssen arbeiten, nur eine verhältnismäßig kleine Summe liegt zum persönlichen Gebrauch als offenes Scheckkonto auf der Bank. Unsere Eisenbahnen und Schiffe, unsere Hochöfen und Stahlwerke, unsere Fabriken und das dazu gehörige Betriebskapital — sie sind das Werk des f e s t g e l e g t e n Reichtums. Der Millionär mit ein paar Millionen oder der Multimillionär mit Hunderten von Millionen hat nur sehr geringe Summen müßig liegen, alles arbeitet und sucht Menschen lohnend zu beschäftigen. Sie können sich diesem Zwange nicht entziehen, wollen sie nicht Geizhälse werden, die sich an dem Gleißen des vielen Goldes im Kasten ergötzen — doch ich habe bis jetzt noch keinen solchen Millionär kennen gelernt. Im Gegenteil der Millionär ist in der Regel sehr vorsichtig und zurück-

haltend, was Geld anbelangt, viel weniger als der weniger Bemittelte geneigt, Geld auszugeben. Außerdem ist er in den allermeisten Fällen ein Mann von einfachen Gewohnheiten und haßt allen nur äußeren Schein.

Was immer auch Arbeiter über ihre reicheren Mitmenschen denken mögen, eins steht über allem Zweifel fest: der Überschuß dient, mit Abzug eines ganz geringen Teiles, zur Vermehrung des Lohnfundus und kommt auf die eine oder andere Weise den Arbeitern zugute. Ja sogar die Extravaganzen müssen auf ihre Weise dem allgemeinen Wohl dienen, indem sie die Erwerbsquelle so manches um den Lebensunterhalt Ringenden bilden, der seinerseits wieder manchen Arbeiter beschäftigt. Ganz zwecklos, ohne bezahlte Dienste und Gegenleistungen dafür in Anspruch zu nehmen, kann von dem Reichen wohl herzlich wenig ausgegeben werden. Alles, was der Millionär für sein Geld bekommen kann, ist besseres Essen, bessere Kleidung und Wohnung. Nur ein sehr, sehr geringer Prozentsatz seines Reichtums läßt sich wirklich verschwenden. Wenn der Sozialist also verlangt, daß aller Reichtum in den Staatsschatz zurückfließen solle, dann verlangt er keine großen Änderungen in den Aufgaben des Reichtums. Als alleiniger Eigentümer würde der Staat ihn nicht viel anders ausnützen als die bisherigen Besitzer: d. h. ihn in einer der tausend Formen arbeiten zu lassen, um Arbeit zu entlohnen. Ob aber der Staatsbetrieb produktiver arbeitet als ein Privatbetrieb, ist nach den bisherigen Erfahrungen mehr als zweifelhaft. Es kann für die Arbeiter nicht viel ausmachen, ob der Staat oder Einzelpersonen den Besitztitel über den Reichtum haben, wenn der Staat ebenso wie jetzt die Privatbetriebe als Maßstab für den Arbeitslohn die Nachfrage nimmt, den einzig richtigen und möglichen. Alles würde beim alten bleiben; auch dann würde der eine fünf Talente, der eine zehn, ein paar ganz wenige hundert Talente und mehr besitzen, und der Individualismus würde herrschen wie zuvor. Man hat die Brücke noch nicht aufgefunden, die die Kluft zwischen gleicher und ungleicher Entlohnung von verschiedenartigen Arbeitsleistungen überbrückt. Solange sie nicht gefunden werden wird — und ich glaube nicht, daß es eine gibt, und daß man solche Dinge schlankweg dekretieren kann — bis dahin kann es keinen Kommunismus geben, auch nicht in der abgeschwächten Form des Sozialismus. Auch gegen diesen sind von Leuten, die über die wirtschaftlichen Verhältnisse etwas nachgedacht haben, ernstliche Bedenken erhoben worden, seit die Beseitigung des Privateigentums und der Grundsatz „Gleicher Lohn für alle", die beiden Grundpfeiler des Sozialismus, endgültig aufgegeben worden sind.

Man spricht heutzutage vielzuviel über den Reichtum, man stellt ihn dar als die Hauptsache im Leben. Ärmeren Bevölkerungsschichten ist er das Götzenbild, vor dem alles niedersinkt, er ist das Ziel ihrer heißen Sehnsucht, und ihm gilt die ganze Lebensarbeit. Freilich ist wahr, daß Reichtum die bestehenden Rangunterschiede verschiebt: der geldbedürftige Peer, der seine Würde geerbt hat, sucht Fühlung mit dem Reichtum, und — immer mit Erfolg. Es bleibt ihm ja nichts anderes übrig, da er zu einer bestimmten Lebenshaltung gezwungen ist, die ohne große Mittel unmöglich ist. Er sieht sich nach

einer reichen Erbin um, nicht seine Vorzüge, ihr Geld ist die Hauptsache. Aber die Arbeiter mögen noch folgendes beachten: Niemand von den sogenannten freien Berufen betrachtet Reichtum als Hauptlebensziel, schneidet sein Leben ganz auf ihn zu. Der Arzt, der der Heilung der menschlichen Gebrechen sein Leben widmet, weiß, daß Reichtum nicht das Höchste im Leben ist; der Geistliche, der seinen Mitmenschen etwas zu sagen hat, sieht in der Ausfüllung seines Berufes seine höchste Befriedigung; Reichtum würde ihm wenig dabei helfen. Der Rechtsanwalt sieht im Geld allein auch nicht den Lohn für seine Arbeit, der Erfinder, der Architekt, der Ingenieur, der Gelehrte, sie alle kennen edlere Belohnungen als Geld. Ein genügendes Auskommen ist alles, was sie wünschen. Die großen Erzieher der Nation, von den Professoren der Hochschulen bis zum Volksschullehrer, beugen ihre Knie nicht vor dem Idol der Massen. Unsere Dichter, Schriftsteller und Staatsmänner, in denen wir den höchsten Typ des Menschen verkörpert sehen, sind über die Lockungen des Geldes erhaben und müssen es sein: sie kennen höhere Genüsse und edlere Lebensziele als nur Millionär zu sein, sie haben ihre höhere Mission, sie können ihr Leben nicht auf die Aufhäufung von Untergeordnetem verschwenden. Sie legen wohl etwas für ihre alten Tage zurück, aber kaum darüber hinaus. Sie alle wissen nämlich, daß Reichtum das Glück der Menschen eher vernichtet als erhöht. Lachende Millionäre sind selten. Familienzwist ist bei Reichen so häufig, und fast immer sind es widerliche Differenzen wegen des lieben Geldes. Die allerunglücklichsten Menschen aber sind diejenigen, die ihr Leben lang das goldene Kalb angebetet haben und ihr Alter herankommen sehen: Die Unseligen treten in der Tretmühle weiter, fest davon überzeugt, daß sie noch die wirklichen Triebkräfte sind, abgearbeitet und gebrochen treten sie weiter und können sich nicht losreißen. Sie haben einen Überfluß, auf den sie sich zurückziehen könnten, aber sie enden, wie sie begonnen: immer mehr Geld aufzuhäufen und dann in das Nichts zurückzusinken. Ihren Erben müssen sie das Geld zurücklassen, weil sie es nicht mitnehmen können, und diese zanken sich darum. Ein trauriges Ende, weniger beneidenswert als das ihrer ärmeren Leidensgenossen.

Reichtum an sich bringt nicht Ruhm, wenn man sich auch Ehrentitel dafür kaufen kann. Auch ist das Andenken der Millionäre im allgemeinen nicht ein gesegnetes. Es ist ein niedriger und erniedrigender Ehrgeiz, Geld zusammenzuscharren, das stets der Sklave, nie aber der Herr der Menschen sein sollte.

Und doch gibt es einen fundamentalen Gegensatz zwischen Standesunterschied und Reichtum. Gewöhnlich ist der Reichtum schon in der dritten Generation in alle Winde verstreut; er fängt bei einem Hemdärmel an und hört bei einem Hemdärmel auf. Reichtum zu behalten ist kaum weniger schwer als ihn zu erwerben. Er hat das Bestreben, sich zu verteilen, wenn er nicht durch besondere Gesetze bei diesem Bestreben gehindert wird. In Amerika, dem Lande der größten Vermögen, kommt der Reichtum fast nie über die dritte Generation hinaus, es ist schon viel, wenn er so lange beisammen bleibt. Wir haben in Amerika nur sehr sehr wenige Familien, wo Enkel noch von dem Vermögen ihrer Groß-

väter zehren. Die zwei oder drei der allergrößten Reichtumsansammlungen, die wir heute haben, sind unter die Kinder und Kindeskinder verteilt und werden zu ganz mäßigen Zahlen zusammenschrumpfen, wenn deren Kinder groß geworden sein werden. So sicher wie der Tod werden sie wieder anfangen müssen in Hemdärmeln zu arbeiten, wie ihre Vorfahren es getan.

Wesen und Worte.

Von

Carl Hauptmann.

In einem System von Zeichen und Worten sitzen wir, wie die Spinnen im Netze. Das Hin und Her in diesen abgezogenen Werten — das macht unser Leben. Wir sind Staatsmenschen, Gesellschaftsmenschen und haben aufgehört, Naturwesen zu sein.

Den Himmel und die Sterne sehen wir noch und bewundern sie wie eine schöne Dekoration, aber sie greifen nicht mehr ins leidenschaftliche Leben. Wasser trinken wir. Wir wissen, was es ist, und sind zufrieden, es für ein Chemikat oder flüssiges Mineral zu halten und nichts weiter. Das Licht leuchtet uns. Wir können mit einem Fingerdruck tausend Glühflammen aus dem Dunkeln wecken oder für Pfennige hundert Flämmchen aus kleinen Hölzern emporbrennen lassen. Was Licht ist, sagt uns das Wissen und die Gewohnheit, und wir sind zufrieden, es für eine Energie zu halten und nichts weiter. Wir wissen alles — und wir werten es wenig. Die Liebe zu den großen Wesensdingen ist uns verloren. Die Dinge wirken gar nicht auf uns. Wir genießen sie meist in dem engen Becher des Begriffes. Wir sind aus den Gründen der weiten Welt wie Pflanzen aus Felsen hervorgebrochen. Aber wir wissen, was Pflanzen und Erdboden und Licht und Luft ist, und sind es zufrieden. Wie ein schlechter Sohn, der gleichgültig auf die ewige Hilfe und Tat der reichen Eltern baut, ohne sie zu lieben, so sind wir befriedigt, wenn wir nur mit Sicherheit über die Dinge verfügen, nichts weiter. Wir sind Staatsmenschen. Wir sind auf Wort und Wissen gestellt, wir finden uns eingeengt in eine Welt von Begriffen, die der Notdurft dienen und im Zwange der Notdurft der Massen aus den wirklichen Dingen entstanden sind. Aber wir haben vergessen, daß ein jeder von uns einmal, ein ganz Einzelner, aus dunklen Gründen aufgestiegen ist, urverwandt im Blute mit Fels und Wasser und Fisch und Vogel. Wir haben vergessen, daß in Wahrheit alle Dinge Naturdinge sind und daß auch im Natursinne unseres Lebens die wahre regenerative Macht des Persönlichen allein beschlossen liegt. Denn niemand kann auch nur eine eigene Sprache reden, dem nicht erst die Sinnendinge wieder reden, die große Sinnenwelt mit ihren Zeichen und Wundern, die zugleich zeugende und

brennende Macht haben. Niemand kann ein Künstler sein, der nicht fern ab von allem Herkommen und allen Namen in der weiten Sinnenwelt eine eigene, sinnliche Heimat gewann. Niemand kann vom Erkennen der Dinge etwas ahnen, der nicht das Wissen, an der Tiefe der Erlebnisse gemessen, als Stückwerk erkannt und es in sich selbst und nur in Beziehung auf sich zur inneren Einheit erhoben hat. Wer wollte anders auch sich in sich zurückfühlen in das Ein und All, in dessen leibhaftigem Wunder verstrickt wir unser Leben leben, aus dunklen Gründen aufkeimend und in dunkle Gründe auch sinkend? Wer wollte zur Ehrfurcht kommen? Wer wollte anders wieder ein echt religiöser Mensch sein, nicht einer, der die unwirklichen und unsinnlichen Gedankendinge und engen Theorien — nein, der die machtvollen, grenzenlosen, allgegenwärtigen, alldrohenden und allgütigen wirklichen Dinge um uns und in uns anbetet?

Gebet an Mithra.

Von

Hans Benzmann.

O Mithra, Strahlender, dich preisen wir!
Wenn du kommst, dann schweben über dir
die tausend Genien im reizenden Tanz
und verteilen aufglühend deinen Glanz
in Wolken und Winden und auf der schimmernden Erde
und tränken im Strom deine goldbraunen Pferde!

O Mithra, du Reiner, dich preisen wir!
Wenn du kommst, dann werden wie Kinder wir,
in der Sonne wird rein, was uns sündhaft macht,
und alles, was fromm ist, in uns erwacht!
Wir ziehen, den heiligen Glanz im Gesicht,
zum heiligen Pfluge, zur göttlichen Pflicht!

— — Doch du bist mehr als das Sonnenlicht,
aus Fernen leuchtet dein Urgesicht,
aus Räumen, die undurchschaulich sind,
und wie das Licht aus den Tiefen rinnt

der tausend Himmel, so wie der Schall
wellend sich weitet gleich einem Ball, —
so dringt durch Äonen die göttlichen Kraft,
die dich entäußert, dich tausendmal schafft.

Du schwebst um uns in goldenen Ringen,
du webst in all den tausend Dingen,
wie feine Strahlen geht dein Geist
durch unser Blut, das dich umkreist —
so rhythmisch wie der Sterne Reigen
und wie das ungeheure Schweigen
der Himmel, die dir nahe sind —
und wo das Unbegreifliche beginnt . . .

Denn du bist in uns, um uns, — doch fürwahr —
und dies erst ist so wunderbar!
du bist für dich jenseits der Grenzen,
die alles Irdische umglänzen; —
das ist ja nur ein Kindertraum,
daß ohne Grenzen Zeit und Raum . . .

Erst jenseits all der tausend Sonnen,
da rauschen deine Zauberbronnen,
da strahlst du unsre Seelen aus
und der Dämonen Macht und Graus, —
da webst du all die himmlischen Gewalten,
die sich in unsrem Sinn gestalten,
in unsrem Auge, unsrem Hirn,
und die das Chaos erst entwirrn . . .

In dir beruht so Frucht wie Samen
und aller Dinge Bild und Namen
und aller Kräfte Wiederkehr
und aller Seelen Selbstbegehr!
Was sich verschieden offenbart,
ist Zeugnis nur der Einen Art,
der göttlichen Allgegenwart, —

vermag sich selbst nicht zu erkennen,
eh seine Hüllen nicht verbrennen,
eh seines Wesens Hauch und Flug
ein stiller Sturm nicht heimwärts trug . . .

Doch, Herr, mein Herz hüllt sich in Schweigen,
will sich nur gläubig vor dir neigen, —
denn was ich denke, was ich bin, —
Ameise ich, wo kriech ich hin? . . .

Gen Abend.

Von

Arthur Silbergleit.

Das sehr gelenke Spiel der leichten Finger
Ward immer schwerer. Auf den Saiten traf
Schon träumetönend sanft sie der Bezwinger
Der letzten Zärtlichkeit, der leise Schlaf.

Es spielten sich in eine tiefe Müde
Die Mädchenhände in die Nacht hinein,
Auf feinen Fasern spielte schon der Friede,
Sein Lied floß milder als der Mondenschein.

Die Hände huben nicht mehr an zu spielen,
Sie tasteten sich schon ins Dämmersein.
Doch in die Saiten und die Finger fielen
Die Schattenhände junger Träume ein.

Erlebnisse auf den Philippinen.*)

Von

K. von S. K.

Fahne des Katipunan.

III. Der Katipunan.

Katipunan — Vereinigung der Edlen des Volkes — ist der Name für die Gesellschaft, welche die treibende Kraft in den Aufständen gegen die spanische Herrschaft war und die aller Wahrscheinlichkeit nach noch heute besteht.

Seit der Besitzergreifung der Inseln durch Spanien (30. März 1520) wurden ihre Bewohner in unerhörter Weise bedrückt und ausgesogen. Vor allem wurde diese systematische Ausbeutung nicht nur von den Verwaltungsbeamten, sondern von den verschiedenen Mönchsorden betrieben, nur die Jesuiten machten hiervon scheinbar eine Ausnahme.

Da zu der pekuniären Bedrückung noch die schändlichste Mißachtung der Familienehre kam, so konnten Aufstände nicht ausbleiben. Sie trugen aber meist lokalen Charakter und wurden durch eingeborene Truppen mit blutiger Strenge unterdrückt.

Aber in den siebziger Jahren kam es bereits zu ernstlichen Meutereien unter den eingeborenen Truppen. In Spanien war man sich in liberalen Kreisen völlig klar über die herrschenden Mißstände, aber die klerikale Hofpartei wußte durchgreifende Reformen, die ihren Anhängern üppige Einnahmequellen verschlossen hätten, geschickt zu verhindern; immerhin mußte man sich aber zu gewissen Zugeständnissen bequemen. So kam es denn zu dem Verderblichsten, was es für eine Kolonisation gibt: Fortbestehen der Reibungsflächen, der Beschwerdegründe, und Gewährung von politischen Freiheiten.

Durch die liberalen Gesetze (leyes de atracción) geschützt, wurden eine große Anzahl sogenannter Freimaurerlogen in den achtziger Jahren gegründet, die — in Wahrheit schon immer revolutionäre Geheimbündnisse — sich Ende der achtziger Jahre zum Katipunan zusammenschlossen.

*) Siehe Heft 4 u. 5, 1909, Seite 145 ff.

Die Organisation war weit verbreitet und wohl durchdacht.

Jeder Neuaufzunehmende mußte mündlich und schriftlich einen feierlichen Eid ablegen und sein Leben ganz in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Er kannte nur die Mitglieder einer besonderen Gruppe und diesen Vorstand.

Die Vorstände wiederum kannten nur den (bzw. die) Oberführer.

Die Vorteile der sehr komplizierten Organisation waren: Schwierigkeit des Verrates, große gegenseitige Kontrolle.

Der Consego supremo hatte stets ein vollständiges Ministerium in Bereitschaft. Vorgesehen waren außer den Präsidenten ein Minister für Krieg, einer für das Innere, einer für das Äußere, einer für Justiz, einer für Domänen und Finanzen.

Unterzeichnet waren die Dekrete mit den Worten:

Die hohe freie Vereinigung der edlen Söhne des Volkes.

Um die Kosten der Propaganda zu decken, wurden von den Mitgliedern des Katipunan regelmäßige Beiträge gefordert. Da einige Familien über großen Reichtum verfügten, so war die Kasse meist genügend gefüllt, wenn auch nicht im Überfluß.

Daß der Katipunan bestand und aufrührerische Zwecke verfolgte, war von verschiedenen Seiten berichtet worden, wurde aber mit Hochmut übergangen.

Schon war der Tag des Ausbruches des allgemeinen Aufstandes festgesetzt, als der Anschlag verraten wurde. Die Art des Bekanntwerdens wirft ein besonders grelles Licht auf die in Manila herrschenden Zustände und mag daher erzählt werden.

Die Frau eines Tagalen und Katipunanmitgliedes hatte mit einem Augustinermönch ein Liebesverhältnis, was dem Ehemann nicht unbekannt geblieben war; in seinem Zorn sprach er wiederholt von der Rache, die er nach Ausbruch des Aufstandes nehmen wollte. Seine Frau gestand dies im Beichtstuhl ihrem Geliebten, dieser ließ sich vom Erzbischof von der Innehaltung des Beichtgeheimnisses entbinden, das Weitere tat die Folter.

Eine ungeheure Menge Verhaftungen wurden sogleich vorgenommen, außer der Kasse mit 20 000 Pesos Inhalt fielen den Spaniern sehr wichtige Papiere in die Hände. Nach diesen setzte sich der tagalische Ministerrat zu dieser Zeit wie folgt zusammen:

Name	Ministerium	bisherige Stellung
Bonifacio	Präsident	Schreiber bei der Firma Fressel & Co.
Plata	Krieg	
Jacinto	Äußeres	
Pantos	Justiz	
Packero	Finanzen	Schreiber im Zivilgouvernement mit 8 Pesos Monatslohn.
Rosario	Inneres	Buchbinder in der Druckerei einer Tageszeitung.

Von diesen wurden einige von den Spaniern getötet. Bonifacio konnte sich retten und spielte im Aufstand von 1898 eine große Rolle, er gehörte der gemäßigten Partei an; war

ein Feind des Anschlusses an Amerika. Hinter diesen standen natürlich die reichen Geldgeber, wie die Roxas, Villaruel, Rizal und andere.

Die geradezu fürchterliche Grausamkeit, mit der der Aufstand unterdrückt werden sollte, hatte nur den Erfolg, die Flammen des Aufruhrs überall mächtig und hell aufleuchten zu lassen.

Ein Mißgriff der Spanier folgte dem anderen, die verräterische Hinrichtung des gemäßigten und gebildeten Dr. Rizal, die schroffe und grausame Behandlung der zuerst noch getreuen Visayas, welche diese auch zum Aufruhr brachte, und anderes mehr.

Bewaffnete Eingeborene.

Das eigentliche Oberhaupt des Aufstandes wurde ein einfacher Volksschullehrer, Emilio Aguinaldo, ein großes Organisationsgenie. Die Ordnung in seinem Heer, seine Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe wurde selbst von den klerikalen Spaniern anerkannt. Da die Bewaffnung der Aufständischen aber eine klägliche war, so beschränkten sie sich meistens auf die Guerilla, auf den Kleinkrieg. Wo die spanischen Truppen überlegen auftraten, da teilten sich die Aufständischen und wichen aus, hinter der abmarschierenden Truppe schlossen sie sich aber wieder zusammen, wie sich das Wasser hinter einem Schwert, das es durchschnitten hat, zusammenschließt: unverändert, ungeschwächt.

Jeder Tagale hielt zum Aufstand, die Waffen (meist Lanzen, Schwerter und Pfeile und Bogen aus Eisenholz) wurden selbst gefertigt.

Tatsache ist, daß weder die Mauserbüchsen der spanischen Jäger noch die Kruppschen Geschütze der Kanonenboote den Katipunan besiegt haben, sondern daß ein regelrechter Friede geschlossen wurde, der mit der 30 Millionen-Peseten-Anleihe der philippinischen Regierung im engen Zusammenhang stehen mag.

Von seiten der Regierung ist dieser Friedensschluß immer geleugnet worden. Aber ich habe selbst eine Photographie gesehen, auf der die Katipunanführer Aguinaldo, Bonifacio und Lanera mit hohen spanischen Offizieren, darunter der Sohn des Generalgouverneurs, vereinigt waren.

Die Friedensbedingungen sollen gewesen sein:

a) Von seiten der Spanier:

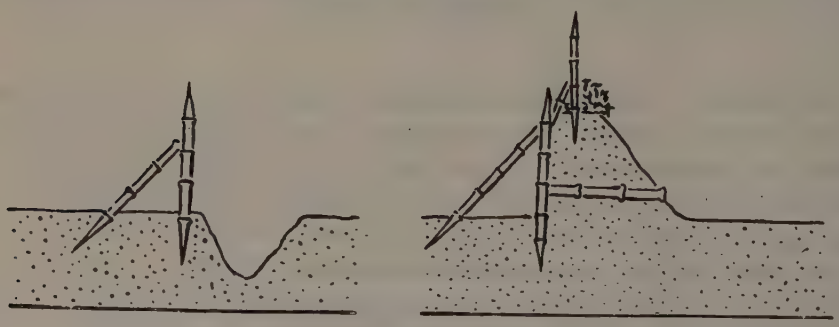
1. Reformen für Besteuerung und Verwaltung;
2. Zulassung von Eingeborenen für Pfarrstellen;
3. Freilassung der politischen Gefangenen;
4. Zahlung von 2 Millionen Pesos;
5. Straffreiheit für alle Anhänger der Katipunan.

b) Von seiten der Tagalen:

1. Niederlegung der Waffen;
2. Räumung des besetzten Kirchenschatzes;
3. Die Hauptführer, vor allem Aguinaldo, sollten das Land räumen.

Nach Angaben des spanischen Kriegsministeriums sind von November 1895 bis Mai 1897 nach den Philippinen gesandt:

9 Generäle, 881 Offiziere, 27 768 Mann;
43 000 Gewehre und 21 726 585 Patronen;
24 Geschütze und 30 604 Granaten und 24 910 kg Pulver.



Bambus-Verhaue der Tagalen.

Der spanisch-amerikanische Krieg ließ aber den Aufruhr von neuem ausbrechen und sofort war auch Emilio Aguinaldo wieder zur Stelle und stolz verhandelte er mit den amerikanischen Befehlshabern.

Gesunkene Schiffe im Hafen von Cavite.

Gewaltig hatte sich die Stellung des Katipunan verbessert, denn nicht allein die Tagalen, nein, alle eingeborenen Stämme stellten die Rekruten für seine Reihen, wie überall so hob sich auch hier in diesen Jahren der Volksstolz und das Zusammengehörigkeitsgefühl der farbigen Rassen, denen bald alle Weißen nur als Bedrücker und Eindringlinge erschienen.

IV. Unter amerikanischer Herrschaft.

Als ich das dritte und letztemal auf den Philippinen weilte (November 1898) merkte man schon, daß sich die Amerikaner häuslich niederlassen wollten. Vielfach waren es ja nicht die besten Elemente, die man hier draußen als Amerikaner sah. Viele waren vaterlandslose Abenteurer anderer Nationen; waren sie brauchbar für besondere Dienste, so wurde nicht lange nach Legitimationspapieren gefragt. Auf diese Weise wurden viele „Amerikaner" geschaffen nicht zugunsten des Rufes dieser großen Republik. Ein deutscher Kaufmann sagte mir zu dieser Zeit: „Ja, die spanischen Zollbeamten mußten Geld erhalten, aber dann hatte man auch seinen Vorteil, aber die Amerikaner lassen sich bestechen und dann lassen sie einen noch sitzen."

Mit den Tagalen war zurzeit noch nicht ganz gebrochen. Ganz Luzon, besonders der Norden, war damals in der Gewalt des Katipunan. Trunken vor Siegesfreude verübten sie die tierischsten Grausamkeiten an den gefangenen Spaniern und ihren Familien, trotz lebhaften und ernstlichen Protestes der Amerikaner.

Die amerikanische Straßen-, vor allem die Gesundheitspolizei war sehr gut.

Das Leben war aber echt amerikanisch und es mutete einen seltsam an, wenn man in einem Restaurant Dewey, den gefeierten Sieger von Cavite, Tisch an Tisch mit Matrosen und Soldaten in Hemdsärmeln sitzen sah, wobei sich die Matrosen noch gar keinen Zwang antaten.

Es erschien damals schon eine tagalische Zeitung „La Independencia“, die sehr deutschfreundlich war. Aber bei dem großen Mißtrauen von seiten der Amerikaner war gerade dieses große Vertrauen der Tagalen ein Hauptgrund, weshalb uns größere Ausflüge und Streifereien verboten wurden.

Bald kam auch meine Ablösung. Als ich und noch 3 Kameraden auf dem Postdampfer, den bisher ein österreichischer Kapitän namens Schneider gefahren hatte, Kabinen belegen wollten, merkten wir, daß aus dem sonst so gefälligen Mann ein gelber Yankee, namens Taylor, geworden war, so daß wir es vorzogen, auf einem kleinen norwegischen Seelenverkäufer nach Hongkong herüberzufahren.*) Auf diesem Dampfer fuhr noch ein Norweger E. mit, früher Gehilfe in der deutschen Apotheke, er hatte Zeugnisse, daß er während des ganzen Krieges ohne jede Geldentschädigung mit viel Mut und Geschick den Amerikanern als Spion und Führer gedient hätte. Als er dann aber erzählte, zur Belohnung hätte er 8 Monate lang eine Anstellung beim Zoll erhalten und jetzt wolle er sich eine Zuckerfarm kaufen, da mußte ich an die Klage des deutschen Kaufmanns denken. —

Beim Friedensschluß wurden bekanntlich die Philippinen den Vereinigten Staaten überlassen, damit wurden aber auch aus den „Verbündeten“ Tagalen „Untertanen“, für deren Treiben Amerika verantwortlich war. Dadurch ergab sich wiederum die Notwendigkeit eines Konfliktes mit mathematischer Genauigkeit. Wie der Fall lag, mußten aus den Verbündeten „Rebellen“ werden, aber in der Meinung der Eingeborenen wurden die Amerikaner aus „Verbündeten“ „Verräter“ an dem Bündnis von Singapore. — Zu einem offenen Kampf ist es fast nirgends gekommen, die lange Dauer des Kriegszustandes mit seinen Entbehrungen und drückenden Kontributionen trug nicht wenig dazu bei, daß die Eingeborenen fast ohne Kampf vor den siegreichen Amerikanern zurückwichen. Aguinaldo verschwand, das heißt er war überall und nirgends. Aber fortwährend wurden selbst in unmittelbarster Nähe von Manila Überfälle ausgeführt. Aguinaldo löste sein Kabinett auf und leitete die Maßnahmen als Diktator; 1900 gab er eine kleine Brochüre heraus: „Die Revolution auf den Philippinen, dediziert allen zivilisierten Nationen“, in der er die Ereignisse seit 1896 und hauptsächlich das Verhältnis zu den Amerikanern schilderte. Er betont, er hätte zwar nichts Schriftliches in den Händen, aber man hätte ihm gesagt, er solle sich auf das gegebene Wort amerikanischer Ehrenmänner verlassen.

In Amerika wechselte inzwischen die Anschauung der Regierung; von dem Prinzip rücksichtsloser Auspressung kam man durch das System McKinley-Roosevelt-Taft zu fast altruistischen Tendenzen.

Durch einige Kongreßakte vom 1. Juli 1902 wurde den Philippinern eine parlamentarische Vertretung gewährt, unter der Voraussetzung, daß zwei Jahre lang auf den Inseln völlige Ruhe herrschte.

---

*) Wir kamen in einen Taifun und wären bald durch die überbrechenden Seen zum Sinken gebracht worden. In der einen Nacht, als es am schlimmsten war, fragte ich den Kapitän, was er zu tun gedächte, worauf er ruhig sagte: „Ich hoffe, daß es aufhört.“ „Und wenn nicht?“ „Dann ist alles vorbei.“

Trotzdem diese Bedingung nicht erfüllt wurde, wurde dies 1907 gemeldet und die Wahlen ausgeschrieben.

Das erste philippinische Parlament wurde durch den Staatssekretär Taft eröffnet und zugleich verschwanden die Räuberbanden auf allen Inseln.

Die Mehrheit des neuen Parlaments war jedoch regierungsfeindlich. Die erste Sitzungsperiode war meist formalen Fragen (Wahlprüfungen) gewidmet, daher ziemlich fruchtlos. Eingebracht wurden 125 Gesetzentwürfe. Bewilligt wurde unter anderem das Budget, in diesem wurde den Abgeordneten tägliche Diäten von 30 Pesos (= 63 Mk.)

Besichtigung eines zerschossenen Geschützes in Cavite.

gewährt, mancher der Abgeordneten hat wohl früher nicht soviel monatlich verdient. Der Präsident erhielt sogar ein Jahresgehalt von 16 000 Pesos. Anzuerkennen hingegen sind große Bewilligungen für Volksschulen.

Hat nun Taft wirklich recht, wenn er sagte: „Nicht das Heer und die Polizei, sondern die Zusage der Volksvertretung haben das Land beruhigt.“? Ja, aber doch nur so lange, als alle die Zugeständnisse gemacht werden, die die Philippiner fordern. Die Räuberbanden im Innern und in den entlegenen Provinzen waren viel zu ungebildet, um die Tragweite der Gewährung einer parlamentarischen Volksvertretung würdigen zu können. Sie haben sicher nicht deswegen die Waffen ruhen lassen, sondern, weil sie von den eigentlichen Führern dazu Anweisung bekamen. Dies beweist also meines Erachtens, daß der Kati-

punan in alter Macht weiterbesteht. Kommt der Zeitpunkt, zu dem die philippinischen Forderungen nicht mehr gewährt werden, so wird auch an allen Ecken der Aufstand wieder da sein. Dieser Zeitpunkt muß aber kommen, denn die Philippiner sind in keiner Weise parlamentarisch reif.

Dem dortigen Amerikaner fehlt gerade meist alles, was den Philippinern Eindruck machen konnte; er ist formlos bis zur Unfeinheit, rücksichtslos, selbstüberhebend und zum Teil bestechlich, beseelt von uneingeschränktem Erwerbssinn.

Man kann sagen, daß jetzt der Durchschnittsphilippiner für den Durchschnittsamerikaner Haß, ja Verachtung hegt und gegen den Durchschnittsweißen mißtrauisch ist. In Kolonien gehören eben die besten, nicht die zweifelhaften Elemente.

In den letzten 10 Jahren haben die Amerikaner 400 Millionen Golddollar in die Philippinen gesteckt; werden sie sich verzinsen? Ja vielleicht, denn die Japaner sind noch gefürchtetere Kolonisten als selbst die schlimmsten Amerikaner, das zeigt das Vernichtungsprinzip auf Formosa und Korea. Aber ob sich die Philippiner dessen bewußt sind?

Reisesänfte der Eingeborenen.

Die Einsamkeit.

Geschichte eines Primitiven.

Von

Max Brod.

„Pst, Herr Kollega . . . Herr Kollega, könnten Sie nicht auf einen Augenblick herunterkommen?“

Lauch flüsterte es nur, von der Straße aus, wiewohl der höher gelegene Wirtshausgarten mit seinem Lärm, mit all den Gästen an blaugedeckten Tischen, mit seinem Sonntag unter Kastanienbäumen jede Stimme eher zu lautem Ausbruch zu reizen schien.

Vom Schwarm der Ausflügler her, die sich eben an einem Tisch niederließen, antwortete Pechgold: „Ah, Herr Lauch, sieht man Sie wieder einmal? Kommen Sie doch zu uns, hier ist noch ein Platz frei.“

Lauch zuckte zusammen, dann setzte er ohne Erwiderung seinen Weg in den Wald fort . . .

Gegen abend traf ihn Pechgold noch einmal auf der Straße: „Sie sind aber hübsch menschenscheu, das muß man Ihnen schon lassen. Wohin haben Sie sich denn heut nachmittag plötzlich verzogen?“

„Ich war im Wald.“

„Allein?“

„Natürlich, ich brauche keine Gesellschaft.“

Pechgold drohte grinsend: „Mir scheint, mir scheint . . . Wo ist die Holde, die Sie vor uns verstecken. Sie haben da, ohne ein Wort zu reden, ein niedliches Idyll auf dem Lande etabliert, was? Mir scheint . . .“

„Eine Dame? ich? . . . Die Dame möchte ich kennen lernen, die sich nichts Besseres aussucht wie mich.“

„Oho“ und Pechgold klopfte ihm mit dem Stockgriff auf den breiten Bauch, der die Weste wie einen Sack anfüllte und nach unten zu ausrundete, dem Bogen der dicken goldenen Uhrkette entlang. „Meine Frau sagte immer . . .“

„Sie sind mit Ihrer Frau Gemahlin hier? O, ich möchte nicht gerne stören, lassen Sie sich durch mich ja nicht abhalten.“

„Nein, die ist mit den Kindern schon nach Haus gefahren, als der Regen anfing. Jetzt bin ich Freiherr.“

Lauch machte ein erfreutes Gesicht: „Das ist gut, das ist gut. Wissen Sie, heut nachmittag, wie Sie mich gerufen haben, da hab ich nur so gedacht: was soll ich unter den vielen fremden Leuten. Aber jetzt können wir uns ausplauschen, nicht wahr. Das ist fein . . . Also sagen Sie mal, vor allem, was macht die Bank?“

„Danke, gut. Sie läßt sich Ihnen empfehlen.“

„Der Direktor?“

„Immer dieselben Launen. Einen Tag ist er höflich bis zum Exzeß, dann schreit er wieder. Gestern war wieder so ein kritischer Tag erster Ordnung, die Kleiderhaken haben gewackelt, sag ich Ihnen . . .“

Die ruhige Landstraße von Kuchelbad, über die die beiden schritten, lag in der Klarheit eines Herbstabends. Milde Luft, wie immer nach dem Regen, mischte sich mit den Ausdünstungen der Bäume und Gräser, mit einem kühlen Windzug, der zeitweilig absetzend über die Schienen von der Moldau heraufwehte, mit Jasminduft aus den Villengärten, und mit dem starken Geruch der Kotfladen, die in die Chaussee verrieben waren. Im Wirtshaus „zur böhmischen Krone“ musizierte man. Die geschlossenen Läden der Geschäfte, die Dorfmädchen in Gruppen, Kinder vor allen Türen, eine Ente, die den flachen hellgelben Schnabel unermüdlich in die Brustfedern grub: all das erweckte den Eindruck des behaglichen Feiertags und das überlaute Singen der Vögel störte die Stille nicht. Nur selten fuhr ein Wagen vorbei und seine Geleise zeichneten sich deutlich hellgrau mit allen Windungen in den Staub der Straße, den der kurze Regen in einen braungrauen zarten Plüschteppich verwandelt hatte. Es schritt sich weich, süßlich-knirschend, zwischen bloßgelegten Steinen und verstreuten Strohhalmen, über ihn hin.

„Hier wohne ich“, Lauch wies auf eines der Häuschen, indem er den Kopf vorstreckte und die Augenbrauen in die Höhe zog. Die Hände bewegte er nicht; wie immer spielte die Rechte am Uhranhängsel, während die Linke mit der fleischigen rosaroten Innenfläche in die Luft gekrümmt, wie ein Gefäß, unbeweglich an den Rücken sich anpreßte. „Wollen Sie eintreten?“

„Auf ein Weilchen.“

Es war eine Bauernstube, mit weißgestrichenen Wänden und vielen Heiligenbildern daran, ebenerdig. Im Glas des offenen Fensters spiegelte sich das Grün der Obstbäume und rötlich etwas wie verirrte Strahlen der untergehenden Sonne.

„Hier wohnen Sie also. Sehr hübsch haben Sie's, ganz hübsch, wirklich. Und allein?“

„Ich verstehe das nicht,“ Pechgold ließ sich in einen Sessel fallen. „Ist Ihnen denn niemals bange? Sie sind mir ein Rätsel. Seit zweiundzwanzig Jahren sitzen wir in demselben Bureau. So lang wird's doch sein . . .“

„Ja, ja, so lang wird's bald sein. Vielleicht im September sind wir miteinander eingetreten, das heißt, ich etwas später, nicht wahr?“

„Es ist doch komisch, was. Wenn man so denkt . . . Und die ganze Zeit haben Sie sich an niemanden angeschlossen. Bloß die paar Worte, wenn wir miteinander nach Hause gehn . . . Es ist doch ein Zufall, daß wir gerade nebeneinander wohnen. Auch schon hübsch paar Jahre, was . . .“

„In der Hopfenstockgasse haben schon meine Eltern gewohnt. Wie sie dann gestorben sind, bin ich halt zur Nachbarin gezogen. So in den Achtzigerjahren etwa.“

„Ja, damals kam ich auch grad hin. Da hatten wir noch unsern Verein ‚Fröhlichkeit', das waren fesche Kneipen. Vor vier Uhr dachte man nicht ans Bett. No später hört sich das von selbst auf, wenn man verheiratet ist und Familie hat ... Notabene, was red ich da, Sie waren ja nie in unserm Klub, nicht wahr?"

„Ich habe nie Gesellschaft aufgesucht."

So redeten sie, zu beiden Seiten des Holztisches, dessen nackte unlackierte Maserung am Rand des zu kurzen Tuches weiß hervorglänzte.

Pechgold sah tiefsinnig drein: „Das ist eben das Komische. Sie verachten wohl die Menschen?"

Lauch sprang auf: „Ich? die Menschen? ... Aber das wäre ja schrecklich. Glauben Sie, daß ich so eingebildet bin. Aber, Herr Kollega, so ein Nichts wie ich ... Wie können Sie nur auf solche Idee kommen."

„Es fiel mir nur so ein. Wissen Sie, es ist doch drollig, daß ich Sie gar nicht kenne. Eigentlich hab ich nie mit Ihnen etwas anderes gesprochen als so Bureausachen. Aber gedacht hab ich mir's oft genug: was mag nur der Herr Lauch die ganze Zeit machen. Wenn ich ihn so nach Hause begleitet habe ... und man sieht ihn dann gar nicht mehr ..."

Lauch wurde ängstlich: „Aber nein, wollten Sie nicht vorhin etwas über den Herrn Sekretär erzählen."

„Sie sind wohl ein Sonderling," beharrte Pechgold, „was machen Sie eigentlich so abends?"

„Gar nichts."

„Aber das ist doch unmöglich."

„No ich schau halt zum Fenster hinaus oder ich geh spazieren ..."

„Oder Sie lesen Bücher, nicht wahr?"

„Nein, das nie. Dazu bin ich zu unbedeutend, wissen Sie, so ein Phlegma. Für solche Sachen, überhaupt für das meiste so hab ich gar kein Interesse. Ich leb halt, wie's kommt. Es geht ganz gut. Jeder kann ja nicht ein Genie sein."

„Und nicht einmal, daß Sie nach Kuchelbad fahren, haben Sie mir gesagt. Kein Mensch in der Bank weiß, wo Sie Ihren Urlaub zubringen. Richtig wie ein Spitzbub sind Sie davongefahren, bei Nacht und Nebel."

„No gar so neblig war die Nacht grad nicht."

Die beiden lachten über den Witz, sie kamen immer mehr in einen spaßhaften Ton. Pechgold legte sich vornüber und zwinkerte, Lauch klatschte in die Hände wie ein Kind. Sein dicker Kopf ohne Hals kollerte vergnügt über den Rumpf oben hin und her, die platte Pappendeckelkrawatte kroch aus dem Kragen, der ganz flach an das Hemd umgelegt war. Während er sie richtete, gab ihm Pechgold einen kleinen Stoß in die Hand, so daß sie wieder hervorrutschte. Lauch versetzte ihm einen Klaps über die Glatze.

„Au, das kitzelt."

„Meinen Sie, Sie haben mich vorhin nicht gekitzelt?"

Wenn man die beiden so sah, mit den vergnügten Mienen unter den zerfurchten Stirnen, zerarbeitete und doch scherzende Wangen, konnte man nicht anders, als sie für das harmloseste Freundespaar der Welt halten.

„Wirklich, wenn Sie mir ein Wort gesagt hätten," rief Pechgold, „so hätten wir unsern Urlaub so einrichten können, daß wir zusammen nach Schelesen fahren, unter viele Menschen . . ."

„Viele Menschen? Ich mache mir nichts aus den Menschen, grad so wie sie nicht aus mir."

„Aus keinem?"

In diesem Augenblick begann das Glasfenster zu zittern. Ein Sausen, Rauschen, Poltern. Und die schwere Lokomotive im Rauch, die Wagen rasselnd waren vorbeigestürmt . . .

„Pfui Teufel, da ist mir der Zug vor der Nase weggefahren."

„Machen Sie sich nichts draus, Sie nehmen den Dampfer."

„So?" und Pechgold nahm mit ernstem Gesicht, als wäre nichts geredet worden, das Gespräch wieder auf, in langsam vibrierender Baßstimme: „Aus keinem?"

„Ja, aus keinem . . . Aber wie gut wir uns unterhalten haben, was? Den Zug haben wir verplauscht, das ist doch das beste Zeichen. Nächsten Sonntag müssen Sie wiederkommen, ja?"

„Aber wenn Sie sich aus mir auch nichts machen, wie aus den andern Menschen. Wie soll ich das verstehn? Ich möchte Ihnen nicht gern lästig fallen."

Lauch wurde verlegen: „Nun ja, das ist natürlich nicht so wörtlich zu nehmen. Gewissermaßen ja. Ich verstehe es eigentlich selbst nicht. Ich kann doch nicht in mich hineinsehen und, sehn Sie, um Ihnen das genau zu erklären, wie ich das meine, müßte ich doch tausendmal gescheiter sein und brächte es dann auch noch nicht zustande. Es ist mir eben angenehmer, so für mich allein zu sein. Zum Beispiel, ich kann es nicht hören, wie die Leute essen. Meist schnalzen sie so schrecklich beim Kauen."

„Das ist wahr. Das kann ich auch nicht vertragen."

„Nein, es ist nicht so eine Sache für sich, ich rede im allgemeinen. In Gesellschaft fühle ich mich immer so beengt, tausend Rücksichten, man muß sich Zwang anlegen. Ich bin nun einmal nicht zum Salontiger geboren. Die Menschen genieren mich rechts und links, mich alten Einsiedler, und da hab ich mir schon immer gedacht: allein hast du's doch viel bequemer, Josef . . ." Er lehnte sich in den Sessel zurück und sah friedlich drein, mit der Abendsonne als Kranz auf den ergrauenden Haaren. „. . . Du hast deinen Posten, dein Auskommen, überhaupt was Geld anbelangt hast du ausgesorgt. Was kann dir passieren? Ehrgeizig bist du nicht, keine besonderen Bedürfnisse hast du auch nicht. Also was brauchst du? Brauchst du irgend einen Menschen? . . . Sehn Sie, so leb ich und bin glücklich, ganz allein. Was, hab ich's nicht schön und still hier in Kuchelbad? Ganz einsam, ganz von der Welt abgeschlossen . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Börse möchte gerne unempfindlich sein, aber die Politik, oder wie die Spekulanten sagen: Rußland erlaubt es nicht. Diese Verstimmungen zwischen Sofia und Stambul, zwischen König Peter und der österr. Diplomatie drücken immer wieder auf die Stimmung. Denn sobald Wien verflaut, sucht es seine Papiere an uns abzugeben, und mittelst der Arbitrage erhalten diese Papiere bald allerorten den gleichen Wert. Das sind die untereinander verbundenen Röhren, die den internationalen Markt wider seinen Willen bewegen. Indessen unser Publikum? Es erinnert sich zum Teil, im Oktober seinen Effektenbesitz weggeworfen und somit im Verhältnis zu den Kursen von heute außerordentlich starke Verluste erlitten zu haben. Aushalten! gilt daher jetzt als aller Weisheit Schluß, wenn die Hexe Politik wieder einen ihrer Salome-Tänze vor uns aufführt. Trotzalledem ist der Verkehr enger geworden, so daß auch schon Börsenstunden fühlbar werden, wo ein Kauf von 5000 Talern Diskontokommandit hinreicht, um den Kurs um $^3/_8$ Proz. hinaufzusetzen. Immerhin ist für Bankaktien noch Interesse vorhanden. Die Jahresabschlüsse der Bodenkreditinstitute fallen überraschend günstig aus, da ihr Pfandbriefabsatz im letzten Semester stärker gestiegen war und andererseits Hypotheken zu einem guten Zinsfuß ausgeliehen werden konnten. Den Kreditbanken eilte die Nationalbank in Berlin mit ihren Publikationen auch diesmal voran. Resultat: die Tantiemen und Gratifikationen (welche klugerweise zusammengelegt sind) erreichen den vierten Teil der Dividendensumme und diese wird nicht größer als für das schlechte 1907 bemessen. Die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, nach der Norddeutschen Bank in Hamburg (mit wieder 9 Proz.) die wichtigste Dependence der Diskontogesellschaft muß von 8 auf 7 Proz. zurückgehen, womit wohl auch die Montanverhältnisse einigermaßen illustriert werden. Ja, diese letzteren gelten wirklich als schlecht! Wenigstens versichern sowohl die Hütten- als auch die Zechendirektoren, daß sie dieses Jahr noch Dividende geben könnten, aber nächstes Jahr nicht mehr. Indessen die Finanzleute sind solche Klagen gewöhnt. Sie denken vier Jahre zurück, wo unsere Eisenindustriellen jammerten: sie hätten nur noch für 6 Monate Bestellungen, und wie es dann unversehens besser wurde. Glauben doch die Herren an der Börse allen Ernstes, daß man den Allgemeinmarkt klarer von Berlin aus überblicken könnte, während die leitenden Personen an Ort und Stelle fast stets nur ihre eigenen Verhältnisse sähen und darnach urteilten. Die Großen in unserem Hüttenwesen beherrschen eben heute die Lage, und die Kleinen müssen auch in guten Zeiten sehen, wo sie mit ihren Verkäufen bleiben. Gemeinsam scheint aber vorläufig noch Allen die Voraussicht zu sein, daß unsere Industrie sich diesmal von Amerika nicht ins Schlepptau nehmen lassen werde. In solchem Sinne wird sogar der Kupferrückgang auf Manipulationen des Mr. Rockefeller gedeutet, wo doch das Darniederliegen des elektrischen Geschäftes und auch vieler anderen Fabrikationen die Mindernachfrage im Verhältnis zur Förderung genügend erklären dürfte. Die übrigen Industrien zusammen gebrauchen sonst mindestens soviel Kupfer wie die Elektrotechnik. Liegen doch auch alle anderen Metalle matt, mit Ausnahme von Zink, in dem die Konvention endlich perfekt geworden ist. Vorläufig hilft dies gegen die Willkür der Londoner Börse. Auch die anhaltende Geldabundanz zeugt von dem Stillstande unserer Industrie. Ultimoschiebungen kosten nur 2½ Proz., was derjenige, der mehr haben möchte, unverschämt billig nennt. Die alte Angst ersteht wieder bei den Reichen, daß man Gottbewahre! von seinen Zinsen leben müsse.

* * *

Unsere schwarzen Diamanten sollen besteuert werden! Wenigstens geht das Gerücht über eine deutsche Kohlensteuer derart um, daß schon die ernstesten Zeitungen ihre schärfste Kritik an diesem angeblichen Projekt geübt haben. Erstaunlich bleibt nur die Versicherung: erst die Elektrizitätskreise hätten die Regierung auf eine solche Finanzquelle gestoßen. Es sitzen sehr einflußreiche Bankiers im Aufsichtsrate unserer Elektrizitätsunternehmungen und zugleich unserer Kohlengesellschaften, aber dieser Widerspruch bei den Urhebern des Vorschlages ist noch keineswegs das Erstaunlichste. Das bleibt vielmehr der moralische Mut, etwas, was man selbst mit mehr oder minder ehrlicher Entrüstung abschüttelt, ohne weiteres Anderen aufbürden zu wollen. Höchst wahrscheinlich haben unsere elektrischen Geschäfte alle Besorgnis, daß der sie betreffende und ja bereits ausgearbeitete Steuerplan sich noch nicht hinreichend von ihnen entfernt hat. Indessen soweit darf auch die Verzweiflung es nicht treiben, wie dies hier durch öffentliches Markieren eines anderen Steuerobjektes geschehen ist. Merkwürdig genug wurde die sachliche Unmöglichkeit bisher noch von keiner Seite gekennzeichnet, sondern fast immer nur die schlimmen Folgen eines etwaigen Einfuhr- oder Ausfuhrzolles. In Wirklichkeit vergißt man aber, daß der Staat selbst auf keinem Gebiete einen stärkeren Konkurrenten darstellt, als in der Kohlenproduktion. Auf welche irgendwie anständige Weise sollte nun die Ruhrkohle belastet werden, die Saarkohle dagegen frei ausgehen? Preisunterschiede würden damit künstlich erzeugt werden, die in einem zivilisierten Lande, solange es noch nicht bankerott ist, ganz außer Frage zu bleiben haben. Wohl ließen sich da, wo Staatsbahnen und zugleich große Privatbahnen vorhanden sind, eine fiskalische Belastung der letzteren denken, denn Schienenwege machen einander doch selten die Kundschaft streitig. In unserem Falle aber würde ziemlich unmittelbar nach einer Kohlensteuer, die Staatsverwaltung im Saarrevier im unerlaubten Vorteil sein. Oder planten die betreffenden Geheimräte gar ihre Kohlenpreise plus einer Steuer festzulegen, die niemals gezahlt wird?

* * *

Ein vorgeschobener Vater, das ist das neueste Kunststück auf dem Gebiete der unerlaubten Spekulation. Für einen Bankangestellten, noch dazu, falls er erst 22 Jahre alt ist, dürfen Bankfirmen keine Börsenaufträge ausführen, aber diesmal, in dem einen Falle, wo es sich bekanntlich um Millionen handelt, lautete das Konto auf Namen des Vaters. Da nun das Ehrengericht annahm: Ernst Wegner habe seinen Erzeuger keineswegs ohne Kenntnis jener Bankfirmen als spanische Wand benutzt, so bleibt doch der Weg, um sich von dieser Beschuldigung zu reinigen, klar genug vorgezeichnet. Hätte nämlich der Vater die Kommissionäre seines Sohnes wirklich in dem falschen Glauben erhalten, als sei er: der Nichtangestellte hier der Käufer und Verkäufer, so wäre dies zweifellos eine strafbare Täuschung gewesen. Die verurteilten Firmen brauchten also nur gegen Wegner senior eine gerichtliche Untersuchung zu beantragen, um in deren Verlaufe als die Unschuldigen und Betörten festgestellt zu werden, — wenn dies eben der Fall wäre. Man darf also gespannt darauf sein, wann die Herren dieses nächstliegende Mittel zu ergreifen gewillt sind. Im übrigen zeigt solch ein außerordentlich krasser Fall, wie wenig Abwehrmittel verschlagen, die ja erst kürzlich neukonstruiert und bei der Gelegenheit hier schärfer mitgenommen wurden. Die innere Schwäche aller derartiger Strafen liegt in ihrer Halbheit, wie sie z. B. an der Londoner Stock-Exchange nicht anzutreffen sind. Dort würde ein Makler, der eine Ausführung mit einem unrichtigen Kurse angibt, weit schlimmer wegkommen, als in Berlin Bankfirmen, die mit einem jungen Kommis die größten Engagements eingehen. Unter allen Umständen bedeutet bei uns eine vorübergehende Verbannung von der Börse die unwirksamste Ehrenkränkung. Man denke sich z. B. einen Rechtsanwalt, dem für 1 Monat das Betreten des Gerichtssaales verboten werden könnte!

* * *

Der Krieg hat einen goldenen Boden, und zwar für die Lieferanten. So nimmt jetzt ein Vertreter der argentinischen Regierung bei Krupp nicht etwa Schienen und Sensen, sondern Geschützmaterial ab, für, wie es heißt,

150 Millionen. Wieviel hieran in Essen auf Kosten der Laplata-Bevölkerung verdient wird, läßt sich kaum berechnen, und man braucht nicht einmal die Zinsen abzuziehen, da unsere Industrien bekanntlich kaum anderen Kredit zu geben pflegen, als unter der Garantie der eigenen Großbanken. Am schlimmsten nehmen sich jedoch diese Transaktionen für die europäischen Kapitals- und Handelsinteressen aus, da damit die Gefahr eines Krieges gegen Brasilien immer näher rückt. Ferner sollen drei englische Firmen, darunter Armstrong den Wiederaufbau der spanischen Flotte übernommen haben. Zusammen mit den neuen Befestigungen in drei dortigen Kriegshäfen wird dieser hübsche Auftrag in sehr versierten Kreisen mit Lst. 8½ Millionen geschätzt. Trotzdem nun die 4%igen Exterieurs mindestens den Kurs unserer 3½%igen Reichsanleihe haben, dürften jene Firmen wohl eine andere Bezahlung als in Staatspapieren vorziehen. Freilich kommen diese spanischen Rekonstruktionen erst sehr spät nach dem Friedensschlusse mit Amerika, und es könnte dies u. a. auch mit den Wünschen der Herren Armstrong, Brown und Maxim auf den Wiederaufbau der russischen Flotte zusammenhängen. Das wäre ein noch weit größeres Objekt, hinsichtlich des Zahlungsmodus mit Hilfe der Pariser Banken noch bequemer; jedenfalls ist lange genug verhandelt worden. Vielleicht kam auch nur die orientalische Frage dazwischen, welche den Geldbedarf Rußlands zu Lande, dem zu Wasser wieder unbedingt voranstellte. Übrigens hatten auch deutsche Häuser sich dieserhalb in Petersburg beworben, teilweise sogar durch Vermittlung englischer Geschäftsfreunde. Aller Besuch von Pastoren oder Journalisten beider Länder vermag die hadernden Geister nicht so rasch zu vereinigen, wie eine Gelegenheit, gemeinsam Geld zu verdienen.

Stadt, Land und Arbeitslosigkeit.

Von Otto Corbach.

Über 100 000 Arbeitslose soll es nach sozialdemokratischer Berechnung in Großberlin geben. Es mag sein, daß bei der Zählung nicht ganz richtig verfahren wurde; gewiß aber sind es dann nicht viel weniger. Die Arbeitslosennot hat auch in Deutschland angefangen, auf sozialpolitischem Gebiete das Thema aller Themata zu werden, was sie in England schon lange bedeutet. Nun zanken unsere bürgerlichen Politiker — für die Roten ist natürlich der „Kapitalismus“ das Karnickel — darüber, wer die Schuld an dem Arbeitslosenelend trägt: die Stadt oder das Land. Es ist ein Streit um des Kaisers Bart. Über Landflucht wird in unserer Kulturzone heute allenthalben geklagt, in einem Lande wie Rußland, wo man die gedrückte politische Lage des Muschik dafür verantwortlich machen könnte, und in einem Lande wie Australien, wo die Rechtsverhältnisse für den Grund und Boden sich mehr wie irgendwo anders dem Ideal der Bodenreformer nähern, wo also von einer politisch gedrückten Lage der Landbevölkerung keine Rede sein kann. Nach einem Petersburger Blatte gibt es auch in der russischen Hauptstadt Zehntausende Arbeitsloser, und bei dieser Feststellung wird bedauert, daß die Städte eine „magische Anziehungskraft“ auf das Landvolk ausübten. Und ein australisches Blatt schreibt wörtlich: „The native-born Australian often wearies of country life and seeks the gay life and genial society of the town.“ So findet es eine natürliche Erklärung, daß die Regierung von New South Wales mit „General“ Booth unterhandelt, damit er ihr für die Erschließung neuer Böden geeignete Ansiedler aus England schicke, und daß die Arbeiterschaft derselben Kolonie gleichzeitig durch einen Brief des Newcastle Labour Councils an den Sekretär des parlamentarischen Komitees der englischen Trades Unions vor einer Auswanderung nach Australien warnen läßt, weil auch dort das Arbeitsangebot bei weitem größer sei als die Nachfrage. Zur Entlastung der Städte kann man andererseits anführen, daß es eine Landflucht gab, bevor der glänzende Aufschwung aller Gewerbe begann. Damals war es das lockende Amerika, das bei uns dem Lande massenhaft Arbeitskräfte entzog, die sich nicht halten ließen, und noch heute geht in europäischen Gegenden, wo die Industrie wenig entwickelt ist, der Zug vom Lande vorzugsweise über den Ozean. Erst die Entwicklung einer Großstädte züchtenden Industrie machte es möglich, die vom Lande Abwandernden in der Heimat festzuhalten. Zu berücksichtigen ist auch, daß, solange

in den Vereinigten Staaten noch große Flächen billigen unbenutzten Landes zur Verfügung standen, die Industriearbeiter der Oststaaten häufig genug den großen Städten den Rücken kehrten, um im Westen den Weg zu einer selbständigen Existenz als Farmer zu betreten. Es liegt also nicht etwa in der sündhaften menschlichen Natur begründet, daß in alten Kulturländern die Städte eine „magische Anziehungskraft" auf das Landvolk ausüben. Es gab Zeiten, wo die Landarbeit den Menschen verkrüppelte, elend und siech werden ließ. Friedrich dem Großen war der untertänige Bauer „de toutes les conditions la plus malheureuse et celle qui revolte le plus l'humanité", und kann man annehmen, daß die „Art menschenscheuer Tiere", als die La Bruyères die französischen Bauern zu Ende des 17. Jahrhunderts schildert, sich einer besseren Gesundheit erfreuten als die modernen städtischen Industrieproletarier? Also kann es an und für sich noch nicht zugunsten des Landes sprechen, wenn die modernen Großstädte in ihrer raschen Entwicklung noch keine für sie passende Hygiene erfanden. Die Vorzüge, die die älteren englischen Industriestädte vor den jüngeren deutschen auf dem Gebiete der Wohnungskultur schon voraus haben, lehren, daß auch der moderne Städter durch Schaden klug wird.

Die Entvölkerung des platten Landes und die Übervölkerung der Städte durch die Landflucht ist auf weltwirtschaftliche Ursachen, vor allem die gewaltigen technischen Fortschritte auf dem Gebiete des Transports, zurückzuführen. Wirkungen derselben Ursachen waren allerdings auch die erstaunliche Vermehrung der Bevölkerung in den europäischen Ländern sowie den Vereinigten Staaten und die noch erstaunlichere Zunahme des Wohlstandes in den breitesten Schichten. Die massenhafte Arbeitslosigkeit, die die gegenwärtige Niedergangsperiode herbeiführte, muß mit in den Kauf genommen werden, und Stadt und Land sollten, anstatt sich gegenseitig die Schuld an dem Elend zuzuschieben, vielmehr Hand in Hand arbeiten, es zu mildern.

Weltkonferenz.

Von Gobbo.

Der Roosevelt ruft und alle, alle kommen. Da die Menschheit alt zu werden beginnt, fängt sie an, sich kindisch zu benehmen. Da es ihr an Kraft gebricht, die große Sache der friedlichen Organisation des gesellschaftlichen Lebens ernsthaft zu führen, so ist sie in schwächlicher Bescheidenheit zufrieden, wenn sie sich spielerisch vergnügen darf. (Oder glaubt, man die Entwicklung, die uns eine höhere soziale Ordnung bescheren soll, dadurch aufhalten zu können, daß man ihr heuchlerisch Konzessionen macht, um durch scheinbare Förderung der wirtschaftlich-kulturellen in Wirklichkeit die kriegerisch-politischen Funktionen der staatlich organisierten Menschheit zu stärken?) Mir will der Gedanke nicht aus dem Sinn, daß auf der geplanten Weltkonferenz die politische Phrase die Mission erfüllen soll, die Unlust der staatlichen Mächte zu allmenschlichem sozialem Tun zu bemänteln. Eine allgemeine Inventuraufnahme der natürlichen Hilfsquellen der Welt! . . . Sehr schön! Ein Veto gegen den Raubbau, der die Wälder verwüstet und die mineralischen Schätze des Bodens schonungslos plündert! Ausgezeichnet! Eine weise Ökonomie mit der lebendigen Kraft der zu Tale eilenden Ströme! . . . Bravo, bravo! . . . Nur eine kleine Zwischenfrage sei erlaubt. Wodurch legitimieren sich die Bevollmächtigten zu dieser Konferenz, daß sie in der Tat die geeigneten Schützer der wenn auch nicht „heiligsten", so doch immerhin materiell wertvollsten Güter der Menschheit sind? Der beliebteste Großmachtssport der Gegenwart: „Wettrüsten" wird mit dem unausgesprochenen aber noch niemals geleugneten Hintergedanken betrieben, sich gegenseitig im friedlichen Geschäft der Entwicklung zu stören, zu schädigen und wenn möglich einander zu vernichten. Und die Vertreter solcher Gesinnungen sollten berufen sein, auf einer Weltkonferenz über die Methoden der wirtschaftlichen Mästung ihrer Staaten zu diskutieren und zu beschließen?

Man wird hier einigermaßen an Besitzer von Kampfhähnen erinnert, die zusammenkommen,

um zu beraten, was sie zur Komplettierung der Kampfausrüstung ihrer Hähne noch tun können, nachdem jeder von diesen im Laufe der Zeit gleich gute eiserne Sporen erhalten hat. — Die Konferenz der Kampfhahnbesitzer! Indes für den unverbesserlichen Optimisten ist der Hoffnung kein Ende. Gewiß entbehrt auch heute noch die Mehrzahl aller Programme, die das „Wohl der gesamten Menschheit“ auf die Tagesordnung setzen, jeder tieferen Bedeutung. Aber die Tatsache, daß sich in unserer Zeit auch der Egoismus der Nationen und Rassen nicht mehr ohne das Mäntelchen einer weltumspannenden sozialen Gesinnung auf die Straße getraut, wirkt wie frohe Botschaft. Denn wenn man schon die Notwendigkeit einzusehen beginnt, die Solidarität der Menschheitsinteressen als angeblichen Wappenspruch im Schilde zu führen, dann ist die Wahrheit auf dem Marsche, daß eine befriedigende Gestaltung des Lebens in Staat und Gesellschaft auf die Dauer nur dann denkbar ist, wenn man es mit dem „Wohl aller“ ehrlich meint.

Deutschlands Stellung auf dem Weltmarkt und seine Auslandsvertretung.

Von Rechtsanwalt Ramelow-Berlin.

In einem von dem Reichstagsabgeordneten Dr. Stresemann verfaßten Artikel über die Beziehungen unserer Diplomatie zum Auslandsmarkte ist der Gedanke betont, daß Deutschland, welches pro Jahr 6 bis 7 Milliarden an Waren und Gütern in fremde Länder sendet, verlangen muß, daß auch bei seinen diplomatischen Auslandsvertretungen die vitalen Exportinteressen Deutschlands richtig und sachgemäß vertreten werden.

Die historischen Reichstagsdebatten im November vorigen Jahres haben erkennen lassen, daß die Zeiten der Kabinettsdiplomaten, welche, nach Taillerands Schule gebildet, Deutschlands kontinentale Politik vertraten, vorüber sind, daß die Politik, welche die Lebensfragen des Volkes berührt, nicht mehr von Kabinetten und Diplomaten, sondern durch die öffentliche Meinung, welche sich auch in der auswärtigen Politik für mündig erklärt hat, gemacht wird. Zur Lebensfrage unserer Nation gehört aber eine Handelspolitik, welche dem deutschen Handel die Weltmärkte offen hält, und welche dem deutschen Kapital, dem deutschen Exporteur und auch dem einzelnen deutschen Vertreter im Auslande diejenige gesicherte und günstige Position schafft, welche ermöglicht, unter gleich günstigen Bedingungen wie Engländer und Nordamerikaner in das betr. Wirtschaftsgebiet einzudringen. Den Zweifel, welchen Herr Dr. Stresemann an dem kaufmännischen Verständnis und der wirtschaftlichen Begabung unseres die Diplomatenposten vertretenden Adels hat, wird jeder teilen, der Überseeluft geatmet hat. In Nord- und Südamerika hat in wenigen Jahrzehnten eine geradezu staunenerregende wirtschaftliche Entwicklung stattgefunden, die allerdings in ihrer epochemachenden Großartigkeit, abgesehen von den bezüglich überseeischer Verhältnisse im allgemeinen gut instruierten Hamburger und Bremer Handelskreisen, im deutschen Binnenlande nicht verstanden und gekannt wird.

In jener „neuen“ Welt herrscht ein „neuer“ Geist, die Lebensanschauung des Amerikaners, die von unserer europäischen kontinentalen Lebensanschauung absolut verschieden ist. Diese Lebensmaxime konzentriert sich in dem Worte „make money“, d. h. die wirtschaftliche Betätigung ist das Maßgebende und das vor allem Geachtete. Es dürfte kaum zu bezweifeln sein, daß unsere Diplomatie, welche in anderen Lebensgrundsätzen aufgewachsen ist, dieser neuen Weltanschauung gänzlich fremd gegenüber steht. Ich selbst habe wiederholt Gelegenheit gehabt, im Auslande festzustellen, daß unsere Diplomatie zum Teil wirtschaftlichen Fragen mit ziemlicher Naivität gegenübertritt; so erinnere ich mich noch an das ungläubige Staunen eines deutschen Diplomaten gegenüber der Tatsache, daß heutzutage Seide auch auf künstlichem Wege, d. h. ohne den Kokon der Raupe, gewonnen werden könne.

Aber auch unsere Konsulate sind nicht im geringsten den an sie herantretenden wirtschaftlichen Fragen gewachsen. Der deutsche Konsul

im Ausland hält sich im allgemeinen für zu gut, den deutschen Handeltreibenden in seinem Geschäft aufzusuchen und zu fragen, wo ihn kommerziell der Schuh drückt. Die Unzulänglichkeit unserer Konsulate auf wirtschaftlichem Gebiet scheint auch eine öffentlich anerkannte Tatsache zu sein, denn wie könnte die Reichsregierung ihnen sonst die Handelssachverständigen zur Seite setzen, damit diese die wirtschaftlichen Aufgaben, welche die Konsuln zu leisten außerstande sind, besorgen sollen. Eigentlich ist das Entsenden der Handelssachverständigen schon an sich ein Mißtrauensvotum den Konsulaten gegenüber und so wird diese Institution auch von den Berufskonsulaten meistens betrachtet. Daher ist es nicht wunderbar, daß den Handelssachverständigen im allgemeinen seitens der Konsulate mit einer Gegnerschaft, die oft zu offener Feindschaft ausartet, begegnet wird. Und da soll von einem Hand- in Handarbeiten die Rede sein?! Mit welcher Unkenntnis realer Verhältnisse überhaupt häufig von offizieller Seite gearbeitet wird, kann man schwerlich treffender erkennen, als an diesem Beispiel der Kreierung der Handelssachverständigen-Stellen. Die betreffenden Herren haben weder Rang noch Stellung, welche sie bei der Kaufmannschaft einführen könnte, sie sollen ohne Bureau und ohne Sekretär arbeiten, falls sie sich dies nicht selbst schaffen, und müssen gewärtig sein, daß das Konsulat ihnen Hindernisse in den Weg legt. Haben sie sich aber nach drei Jahren eingelebt, so ist das Kommissorium zu Ende, denn da mit der Stellung kein Avancement verbunden ist, wird niemand länger bleiben, als er muß. Jeder Kenner der Verhältnisse muß zugeben, daß die Institution der Handelssachverständigen in ihrer heutigen Gestalt, selbst bei bestem Material, keine Erfolge erzielen kann. Es ist auch nicht richtig, daß man dem Konsul die Bearbeitung des überaus wichtigen Gebietes der wirtschaftlichen Fragen nimmt und diese einer dem Konsul beigeordneten Instanz zuweist, statt daß vielmehr das wichtige Gebiet der wirtschaftlichen und Handelsfragen das Haupttätigkeitsfeld des Konsuls bildet, und die vielen Fragen betr. Matrosenheuer, prozessualer Rechtshilfe etc. einem beigeordneten Vizekonsul oder Sekretär überwiesen würde. Allerdings würde das eine ganz andere Art der Vorbildung unserer Konsuln zur Voraussetzung haben. Weshalb muß denn gerade der Konsul die juristische, alleinseligmachende, Vorbildung haben? Für diese, für die eigentliche Konsulatsaufgabe relativ nebensächlichen Zwecke würde doch irgendein dem Konsul beigeordneter Assessor oder sonstiger Jurist genügen. Man kehre also den Schuh um, und entsende als Konsuln Männer, die sich in der deutschen Volkswirtschaft als tüchtig und geeignet erwiesen haben und ordne ihnen juristische Hilfskräfte bei. In den leitenden Stellen unserer Handelskammern und wirtschaftlichen Verbände, unserer Syndikate und Banken, würde es genügend erstklassige Kräfte geben, welche dem deutschen Handel zu wahrem Nutzen gereichen würden, und welche auch jene Stellen akzeptieren würden, wenn es mit Avancement verbundene Lebensstellungen wären, und nicht eine derartige Farce, wie jetzt die Kommissorien der Handelssachverständigen, aus denen der Handelssachverständige nach drei Jahren wieder zu seinem Beruf in die Heimat zurückkehrt, wenn er dazu in der Lage ist. Allerdings würde naturgemäß unser Auswärtiges Amt und unsere ganze geheiligte Beamtenhierarchie zur Realisierung derartiger Vorschläge nie die Hand bieten, denn ein Beamter würde doch nie dafür plädieren, daß er sich selbst seines Amtes entsetze; und das geschähe, wenn Personen, die „nicht einmal" das zweite juristische Examen absolviert haben, Beamte würden. Der Weg könnte allein der sein, daß der Reichstag gesetzlich festlegt, daß z. B. die Handelskammern oder die wirtschaftlichen Verbände dem Auswärtigen Amt zur Bestätigung geeignete Persönlichkeiten präsentieren. Die Konsuln sollen doch in erster Linie Vertreter des deutschen Handels im Auslande sein, weshalb müssen denn diese gerade aus der Mitte derjenigen Behörde, welche die deutsche Politik leitet, entsendet werden? Vor einem Menschenalter hatte es vielleicht noch seine Berechtigung, vom deutschen Konsul die Ablegung der zweiten juristischen Prüfung zu verlangen; inzwischen sind die Weltinteressen aber absolut andere geworden, kaum ein anderes Land hat sich so verändert, wie Deutschland, welches aus einem Binnenstaat mit kontinentaler Politik zu einem Weltpolitik treibenden Reiche geworden ist, dessen

Existenz auf seiner Weltwirtschaft und auf seinem Welthandel beruht. Daher dürfte es an der Zeit sein, daß diese neuere Anschauung in das deutsche Denken eindringt, daß der geeignete Vertreter des deutschen Handels nicht der beamtenmäßig geschulte Jurist, sondern vielmehr der volkswirtschaftlich gebildete Kaufmann ist!

Der Balkon.

Von Robert Schwerdtfeger.

Berlin ist die Stadt der Balkons. Ohne Vororte beherbergt es nach der letzten Zählung 2 035 815 Einwohner, und es hat den Anschein, als ob, wenn auch nicht auf jeden dritten, so doch auf jeden fünften Einwohner ein Balkon käme. Das macht 407 163 Balkons. Zwar möchte der gesunde Menschenverstand diese Zahl als zu hoch gegriffen ansehen, das Gefühl aber schätzt noch weit darüber hinaus.

Es gibt Berliner, sehr viele Berliner sogar, die auf diese Überfülle von Balkons stolz sind. Denn: Deutschland in der Welt voran, Berlin in Deutschland voran. Nirgends ist eine gleiche Balkonansammlung zu finden. Nirgends aber auch drängt die Scheußlichkeit dieses architektonischen Auswuchses sich dem Beschauer so sehr auf, wie in der Hauptstadt Preußens und des Deutschen Reiches.

Wenn das Straßenbild Berlins unschön, häßlich, oft abscheulich ist, so hat in der Hauptsache der Balkon schuld. Es ist unmöglich, eine Straßenfront architektonisch geschlossen zu gestalten, wenn an jedem Haus mindestens ein halbes Dutzend dieser je nach der Qualität des Gebäudes und des Erbauers mehr oder minder steinernen oder gußeisernen Kästen hängt. Schweift der Blick leichtsinnigerweise durch die Flucht einer Berliner Straße, so muß er sich unbedingt Beulen stoßen. Denn es gehören schon akrobatisch geschulte Augen dazu, all die wegversperrenden Auswüchse der Hausfassaden heil zu überwinden.

Die relative Schönheit einer Großstadtstraße beruht nun einmal auf ihrer architektonischen Geschlossenheit, die von manchen Leuten freilich Nüchternheit und Langeweile genannt wird. Ein Stadtzentrum ist keine Villenkolonie. In unserm echt deutschen Fehler aber, alle Begriffe durcheinander zu werfen und Dinge, die an ihrem Platz schön sind, auf die unpassendsten Gelegenheiten zu übertragen, wollen wir ländliche Schönheit in die Stadt verpflanzen. Daß solches Beginnen von vornherein in Unsinn endigen muß, ist klar. Sind die „natürlichen“ Parkanlagen, die auf Stadtplätze deplaciert wurden, sind die „Vorgärten“ vor Mietskasernen, die als Kehrichthaufen benutzt werden, sind endlich die Balkons nicht treffende Beispiele?

Der Balkon gehört eigentlich an die Gartenfront eines Wohnhauses, das von grünen Baumkronen beschattet ist. Weit gleitet in grüne oder bunte Natur von ihm aus der Blick. An Landhäusern möchte ich einen Balkon nicht vermissen. An Vorstadtvillen mit großen Gärten berechtigt der Gebrauch durchaus seine Existenz. Aber je näher man der Stadt kommt, desto existenzloser wird er. Noch mag er in Villenstraßen passieren, wenn auch immer vorn und rechts und links störende Nachbarn sitzen. Zweifelhafter ist seine Berechtigung in „Vorgartenstraßen“, die schon aus Mietskasernen — wenn auch „vornehmeren“ Gepräges — bestehen. Man darf auf ihm nicht laut reden, will man nicht fremden Ohren Vertraulichkeiten gewähren. Aber das Auge ruht doch auf dem zwar zweifelhaften Grün von Baumkronen, und die verstaubten Blätter atmen immerhin ein wenig Ozon aus. Ein Unding aber sind Balkons in den baumlosen Stadtstraßen.

Die wie Käse- oder Taubenkästen thüringischer Dörfer an den Fassaden klebenden, untereinander unzusammenhängenden, nur auf unsichtbaren eisernen Trägern ruhenden Balkons sind architektonisch wie städtebaulich eine ästhetische Unmöglichkeit. Jeden Augenblick glaubt man, wenigstens einer von den Hunderten falle einem auf den Kopf. Und die Situation wird gefährlicher, je näher man den Stadtvierteln kommt, die vom ärmeren Teil der Bevölkerung bewohnt werden, denn hier brechen die Balkon genannten Auswüchse wie häßliche Geschwüre in Unzahl aus den Fassaden hervor. Darin liegt ein arger Widerspruch, weil Balkons in gewissem Sinne ein Luxus sind.

Sonderbarerweise ist der Berliner sehr voreingenommen für diese schlechte Eigenschaft

seiner Stadt. Er scheint den Balkon für unentbehrlich zu halten. Aber benutzt er ihn? Auf Ehre, lieber Berliner, benützest du ihn auch recht? Ich glaube vorweg nein sagen zu können. Der Balkon gehört zu den Dingen, die man, nämlich der Berliner, „haben muß", die man aber nie benutzt.

Ich verstehe das vollkommen. Man kann freilich auf dem Balkon sitzen, wenn man sich nicht davor scheut, schmutzig von Ruß und Staub zu werden, üble Gerüche in die Nase zu bekommen und ständig die Türglocke oder das Telephon zu überhören; wenn man sich Schweigen auferlegen will und sich damit begnügt, zu lauschen, wie die nur durch eine dünne Wand getrennte Nachbarpartei auch vorsorglich schweigt.

Ja, man kann auf ihm sitzen, aber man tut es nicht. Wen die aufgezählten Balkonfreuden nicht abschrecken, der hat keine Zeit, ihn zu genießen. Man denke doch nur an die Bewohner des Berliner nord-ostsüdlichen Halbkreises, die oft, um die Wohnung überhaupt zahlen zu können, ihre besten Zimmer vermieten. Und der „Zimmerherr" benutzt ihn erst recht nicht.

Gewiß, der Balkon gehört zur normalen Berliner Wohnung, aber benutzt wird er nicht. Oder man benutzt ihn als Ablageraum für Waschkübel, Eimer, Schrubber und zerbrochene Stühle, da es in den Wohnungen an Gelassen fehlt. Ein Balkon jedoch muß da sein, ob er auch ein sichtlich unnötiges Anhängsel ist, das überdies die Wohnung verteuert.

Die Balkonfreunde werden ihren letzten Trumpf ausspielen: „Und ist der Blumenschmuck auf den Balkons, der bunt und freundlich die Straßen belebt, dem bescheidenen Bewohner einen Ersatz für den Garten bietet und jeden Vorübergehenden erfreut, ist der denn gar nichts?"

„Aber ja, lieber Freund, gewiß. Ich muß gestehen, in Hamburg habe ich — natürlich im vornehmen Harvestehude — wundervolle Blumenbalkons gesehen. In Berlin kann man sie auch finden; aber nicht in den Straßen, die den Balkonrekord aufstellen. Denn deren Anwohner sind nicht in der Lage, den teuren Blumenschmuck für ihren Balkon zu bezahlen. Die Blumen, die sie besitzen, stellen sie ins Zimmer; höchstens das eine oder andere verkümmerte Geburtstagspflänzchen fristet ein ärmliches Dasein auf der schmutzigen Mauerbeule.

Nein nein, ich protestiere gegen den Berliner Balkon. Er gehört nicht in die Großstadtstraße. Man lasse die Hinterbalkons, lasse die Balkons an Gartenhäusern und Villen, von den Fassaden aber lasse man die unpraktischen Scheußlichkeiten fort. Denn sie zerstören das Straßenbild, verteuern die Wohnungen und sind im übrigen so furchtbar zwecklos.

Mutterschutz.

Wir erhalten folgende Zuschrift: In No. 8 dieser Zeitschrift bespricht eine den Bestrebungen des „Bundes für Mutterschutz" äußerst wohlwollend gesinnte Dame einzelne Mißerfolge, dabei nicht verhehlend, daß Organisationsmängel des „Bundes für Mutterschutz" in erster Linie die Ursache zu sein scheinen, wenn bisher der so notwendige Anschluß und die Verbindung des Bundes für Mutterschutz mit bestehenden Einrichtungen wie Frauenheimen, Kinderasylen gefehlt hat.

Die darauf hinzielenden Ratschläge sind gewiß als richtig anzuerkennen, sind aber doch nur für Orte mit größerer Einwohnerzahl, an denen dergleichen Einrichtungen, wie Waisenhäuser, Säuglingsheime, also bereits vorhanden sind, durchzuführen, lassen aber leider die auf dem Lande und in kleinen Ortschaften bestehenden Verhältnisse ganz außer Betracht.

Für diese letztgenannten wäre aber dem Bunde für Mutterschutz in erster Linie eine Fühlungnahme mit den „Vaterländischen Frauenvereinen" zu empfehlen, die selbst an Orten von 2000 Einwohnern existierend, wenn auch in oft recht dürftiger Weise bestrebt sind, der allzu schroffen Not von Kranken, Hilflosen, Siechen etc. abzuhelfen.

Es ist nicht die Absicht vorstehender Zeilen, Wohltätigkeitsausübung nur im Anschluß an staatliche oder gar in Verbindung mit dem beliebten Hurrapatriotismus arbeitende Vereinigungen, Einrichtungen und Anstalten befürworten zu wollen, trotzdem sei hier einmal die Frage aufgeworfen,

ob der „Bund für Mutterschutz“ nicht sicher gut täte, sich z. B. auch das Interesse der Kreisärzte, als Berater des Landrates, der Ortsvorstände, Gemeindeverwaltungen zu gewinnen.

Mehr als die anderen Ärzte ist der Kreisarzt in ständiger, amtlicher Fühlung mit Kreis- und Stadtbehörden, aber ebenso wenig wie bisher die Ärzteschaft von den Bestrebungen des „Bundes für Mutterschutz“ ist auch er irgendwie in geeigneter Weise informiert worden. Die Ärzte waren in dieser Hinsicht auf Zeitungslektüre angewiesen.

Gewiß erscheinen in Blättern und Zeitschriften von Zeit zu Zeit Berichte des „Bundes für Mutterschutz“, aber die Mehrzahl der Provinzzeitungen bringt keine Zeile davon zur Kenntnis der Leser und Leserinnen.

So würde ein Rundschreiben an die genannten Ortsvorstände der „Vaterländischen Frauenvereine“ ebenso wie ein Zirkular an die Kreisärzte (eventuell an die Landräte) sicher dem Bunde für Mutterschutz zahlreichere und geeignetere Helfer und Förderer verschaffen, als sie alle Propaganda in der bisherigen Form erreicht hat, es würde durch derartig an die richtige Stelle gesendete Berichte, Rundschreiben überhaupt vielfach erst in weite Gegenden des Reiches die erste Kunde von dem Bestreben sowohl, wie dem Bestehen des Bundes für Mutterschutz gelangen.

Somit kann auch dem Ratschlage der Frau Anna Baader: „eine geschäfts- und bureaugewandte Arbeitskraft der bisherigen Leiterin zur Ausarbeitung einer besser arbeitenden Organisation beigeben zu wollen,“ nur beigepflichtet werden. Nichts wäre mehr zu bedauern, als wenn nach vierjährigem Bestehen der Bund bei seinen idealen Bestrebungen daran scheitern würde, daß der Idealismus seiner Mitglieder ihn verhindert hat, mit gegebenen Ortsverhältnissen und Schwierigkeiten sich abzufinden. Er müßte sonst selbst an kleinen „menschlichen“ Leiden zugrunde gehen, während doch seine eigene Parole lautet, dem

„Leiden der Menschlichkeit“

abzuhelfen.

A. Kurzmann, Posen.

Brentanoglosse.

Von Bernhard Ihringer.

Der „Goldne Kopf“ in Frankfurt am Main war ein interessantes Haus. Es verkehrten in ihm außer Pfeffersäcken und Deutsch radebrechenden Italienern viele feine Herren, die dem Hausherrn zuwider waren. Denn seine Frau war jung . . . . . Als Maximiliane Laroche hatte sie Goethe gesehen; ihr alter Gatte aber, der italienische Handelsherr, war kein Jüngling im Wertherkleide. Drum: „Wollte die Mutter etwas vom Vater verlangen, da schickte sie das Kind und es sollte bitten, daß der Vater ja sage, dann hat er nie es abgeschlagen.“ Das Kind hieß Bettine und hat das selbst geschrieben. In einem Buch, das es seinem toten Bruder als Frühlingskranz reichte . . . .

Der saß in jenen Jahren hochoben auf dem Dachfirst mit einem andern kleinen gebrechlichen Püppchen von Schwester als Kaiser in Freiheit und Recht über das Ländchen Vaduz, das weit da draußen liegen sollte in einem Land von goldenen Äpfeln und Brüßler Spitzen. Als aber einmal ein neuer Kaiser gekrönt wurde, kam auch ein Fürst Lichtenstein nach Frankfurt, von dem die Leute sagten, ihm gehöre in Wahrheit der Wunderstaat. Der bedrohte Kaiser glaubte ihnen nicht, und die Frau Rath gab ihm recht: „Laß dich nicht irre machen, glaube mir, dein Vaduz ist dein und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtsoldaten und selbst die Geleitsreiter mit dem Antichrist an der Spitze können dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo dein Geist, dein Herz auf die Weide geht, wo dein Himmel, ist dein Vaduz, ein Land auf Erden ist dir nichts nutz. Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Tränen regnen.“ Es regnete Tränen: Clemens Brentano ist seiner Zeit wenig mehr als ein Fragezeichen gewesen. Und er ist es seitdem immer mehr geworden und ist es der heutigen Literaturgeschichte am allermeisten. Das heißt: „Der wissenschaftlichen“, „einzig ernstzunehmenden “, „philologisch - historisch - kritischen“.

Der Erzphilister Gervinus hat angefangen,

Julian Schmitt weiter gearbeitet; König Scherr sich in den deutschen Lutherzorn hineingeschrien, bis, ach ja, hört bloß: bis Herr Eduard Engel den Vers „o Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit“ als „sinnloses Wortgebimmel“ hinauswarf. Der arme, arme Brentano!

Der arme, arme Brentano! Jetzt gehen gelehrte Männer, Philologen daran, eine Gesamtausgabe seiner Werke bei Georg Müller in München zu veranstalten. Ein neues Versuchskaninchen für philologisch-historische Forschung. Der Prospekt sagt, ein reichhaltiges ungedrucktes Material solle hier zum erstenmal zur Verwendung kommen. Die Handschriften haben die uneigennützigen Herren Forscher allerdings jederzeit für ihre Auserwählten zu sekretieren verstanden. „Denen, die besitzen („Prof. Dr.“), wird noch hinzugegeben.“

Ich freue mich nur, daß der Name Georg Müller wenigstens für eine schöne Ausstattung bürgt. Für mich ist Brentano kein Dichter, kein Schriftsteller, kein Klassiker, sondern ein ewiger Griff ins Volle, Fließende, Werdende. Kein anderer Romantiker ist so unfertig, drum auch keiner so romantisch. Er war noch in den Narrheiten seiner letzten Jahre größer als die sauertöpfischen Philologencliquen, seine Kritiker in ihren Meistersprüchen.

Und darum ist es gut so, daß man an ihm vorübergeht. „Die Stillen sind doch immer die wahrhaft Großen,“ so ähnlich schrieb er einmal seiner Bettina, „sie wehen nicht in jedem Winde, aber es klingt, wenn man anschlägt.“ Drum, ihr Herren Kritiker, Literarhistoriker, Philologen, wenn ihr Geld verdienen wollt, geht gefälligst anderswohin. Einen vervolkstümlichten Brentano können wir nicht brauchen. Und ihr habt auch zu schmutzige Hände . . . . .

Wir wollen doch wenigstens ein paar Leute, die nicht jeder Gymnasialoberlehrer an den Fingern abhaspeln kann. Die Romantiker den Romantikern, die Kunst den Künstlern, die Gymnasialoberlehrer den Gymnasialoberlehrern. Damit fahren wir alle am besten.

Alldeutsche Schriften.

Von Otto Seidl.

Konrad Fischer tritt in seiner Schrift „Ein offenes Wort aus Deutsch-Südwest“ (Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig, 1908, Preis 80 Pf.) lebhaft für die Hebung des Warmbader Gebietes ein, aber die Aussichten auf friedlichen Besitz dieser mit viel edlem deutschem Blut eroberten Landschaft scheinen nach Fischers Darstellung gering. Die Hottentotten, besonders der Stamm der Bondelzwarts (kurz „Bondelz“ genannt) sind nicht wirklich besiegt worden, einfach deshalb nicht, weil die deutschen Truppen trotz ihrer ungeheuren Überzahl nicht imstande waren, den Gegner zu fassen, an einer empfindlichen Stelle zu treffen. Die Hottentotten des Südgebietes sind besitzlose Räuber, die sich bald unterwerfen, bald wieder zum „Orlog“ (Krieg) übergehen, Leute, die nichts zu verlieren haben, den Ansiedlern wohl noch jahrzehntelang zu schaffen machen werden, bis sie durch ihre eigenen Laster und Volkskrankheiten ausgestorben sind. Ihre Bekämpfung hat Millionen und Millionen verschlungen; im Frieden aber müssen sie auf Kosten des Reiches gefüttert werden. Belustigend wirkt die Schilderung, die Fischer (S. 50 f.) von dem Kampf entwirft, den die katholischen und die evangelischen Bekehrer miteinander um die „Bondelzseele“ führen. — Die weißen Ansiedler im Lande sind nur zum kleineren Teile Deutsche, vielmehr vorwiegend Buren und Engländer. Englische Landgesellschaften besitzen zum Schaden der wirtschaftlichen Entwicklung einen großen Teil des Bodens! Fischers Schrift kann als ein kleiner Ersatz denen gelten, denen die beiden Hauptwerke über Südwestafrika zu groß sind (Paul Rohrbach: „Deutsche Kolonialwirtschaft I.“, Schöneberg [Hilfe] 1907; geb. 10 M.; und das ältere, in dem der große Aufstand vorhergesagt ist: Karl Dove „D. SWA.“, Berlin [Süsserot], 1903; geb. 4 M.; beide mit schönen Bildern geschmückt.)

Die ungeheuren Ausgaben für den südwestafrikanischen Aufstand haben viel zur Verschuldung des Reiches beigetragen. So ist heute die, ebenso wie die obengenannte Flugschrift, für den

„Alldeutschen Verband“ herausgegebene Schrift des Grafen Ernst zu Reventlow: „Die Reichsfinanzreform — eine nationale Frage“ (Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig, Preis 30 Pf.) sehr lehrreich und unterhaltsam zu lesen, weil man an ihr so recht sehen kann, wie verzweifelt die Alldeutschen darüber sind, daß das deutsche Volk, das der Regierung Heer und Flotte nach Wunsch bewilligte, nun so gar wenig Lust hat, diese ungeheuren Lasten zu tragen, neue Steuern zu bewilligen.

Graf Reventlow glaubt in der genannten Schrift, lediglich Mangel an Opfermut und nationaler Gesinnung sei es, was sich gegen die neuen Steuern erhebe. Der deutsche Arbeiter könne leicht 20 Pf. mehr wöchentlich für seinen Rauchbedarf ausgeben (S. 14). So gewandt der Verfasser aber auch mit dem Zahlenstoff umzugehen vermag, so gewaltig er auch die steuerliche Belastung des Auslandes darstellt, gegenüber den Aufsehen erregenden Feststellungen des Vertreters von Altenburg, Edmund Schmidt, in der Reichstagssitzung vom 27. November 1908, können seine Angaben auf mich keinen Eindruck machen. Schmidt berechnete, daß die Besteuerung in England 10,18 % des Einkommens durchschnittlich ausmache, daß sie im Deutschen Reiche jetzt schon 11,2 %, nach Einführung der vorgeschlagenen Steuern aber gar 13,2 % betrage!

Reventlow schweigt sich darüber aus, ob er etwa auch zu denen gehört, die eine „Schädigung des deutschen Familiensinnes“ befürchten, wenn Millionärssöhne vom väterlichen Erbe Steuern zahlen müssen. Dagegen empfiehlt er mit Begeisterung Erhöhung der Steuern auf Zigarren, Tabak, alkoholische Getränke.

Er spricht nicht davon, daß keineswegs nur die Alkoholerzeuger und -Trinker und Weinbauern vor den neuen Alkoholsteuern warnen, sondern auch gerade manche besonders hoffnungsfreudigen Gegner des Alkoholgenusses! Diese nämlich fürchten, der Staat möchte, zum Kostkind des Alkoholkapitals gemacht, die Trunksucht fördern, die Enthaltsamkeitsbewegung bekämpfen — um eben aus dem Alkohol möglichst viel Gewinn zu ziehen. Gerade Professor August Forel hat sich kürzlich in München als Gegner der Alkoholsteuer bekannt.

Ein Satz in Reventlows Schrift allerdings wird auch die Billigung der linksstehenden Reichsbürger finden, wenn er nämlich auf S. 27 sagt: „Was verlangt werden muß, das ist Gerechtigkeit in der Verteilung der Lasten und eine weise Bemessung der Lasten, um weder Steuerquellen zu verstopfen noch auch blühende oder hoffnungsreiche Erwerbsschichten zu ersticken.“ Besonders gegen die eine hoffnungsreiche Entwicklungsmöglichkeit unterbindende Elektrizitätssteuer und gegen die das deutsche Zeitungswesen und Geistesleben schwer schädigende Anzeigensteuer wird man diesen Satz verwenden können. Indessen scheint mir Reventlows Flugschrift immerhin eine nationalpolitisch dankenswerte Gewissensschärfung.

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Balzac. Physiologie der Ehe. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Leipzig. Insel-Verlag. Preis geh. M. 4,50, Leinen M. 5,50, Leder M. 7,50.

Camille Flammarion, Direktor der Sternwarte zu Juvisy-Paris. Rätsel des Seelenlebens. Autorisierte Übersetzung von Gustav Meyrink. Stuttgart. Julius Hoffmanns Verlag.

Karl Scheffler. „Paris“. — Leipzig. Insel-Verlag. Preis geh. M. 10,—, Halbpergament M. 12,—.

Napoleons Schriften und Gespräche. Herausgegeben von Hans Landsberg. Berlin. Pan-Verlag. Preis kartoniert M. 3,50, geb. M. 4,—.

Joannot Emil Freiherr von Grotthus. Am Webstuhl der Zeit. Ein Jahrbuch. II. Jahr-

gang. Stuttgart. Verlag Greiner & Pfeiffer. Preis M. 7,50.

Villiers de L'Isle-Adam. Edisons Weib der Zukunft. Roman. München. Verlag Hans von Weber. Preis geh. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Ricarda Huch. Das Risorgimento. Leipzig. Insel-Verlag. Preis geh. M. 4,—, Pappband M. 5,—, Lederband M. 7,—.

Maria Wilda. Eine Trennung. Roman. Dresden. E. Piersons Verlag. Preis M. 2,50.

Edmund Edel. Fritz der Zeitgenosse. Eine merkwürdige Geschichte mit vielen Zeichnungen. Hamburg. Verlag von H. Carly. Preis geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Erich Mühsam. Der Krater. Berlin 1909. Morgen-Verlag, G. m. b. H.

Heinrich Vierordt. Deutsche Hobelspäne. Stoßseufzer und Stammbuchblätter. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Herma von Skoda. Die Spinnerin. Neue Gedichte. Dresden. E. Piersons Verlag.

Franz Herold. Ernte. Ausgewählte Dichtungen. Dresden. E. Piersons Verlag. Preis M. 5,—.

Herman Gorber. Ein kleines Heldengedicht. Übersetzung aus dem Holländischen. Mit vier Reproduktionen nach Wandgemälden von Richard Roland Holst. Leipzig. Maas & van Suchtelen.

S. Friedländer. Durch blaue Schleier. Berlin-Wilmersdorf, Verlag A. R. Meyer. Preis geb. M. 3,50.

Hermann Wolfgang Zahn. Lydia. Novelle. Berlin-Wilmersdorf, Verlag A. R. Meyer.

Rudolf Burghaller. Phryne. Drama in einem Vorspiel und 3 Akten. Berlin, Verlag von Gose & Tetzlaff, G. m. b. H.

J. S. Machar. „Rom". — Prag. Verlagsbuchhandlung Großmann & Svoboda. Preis M. 4,—.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.